

Zeitschrift:	Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber:	Bernisches historisches Museum
Band:	57 (1995)
Heft:	4: Historischer Verein des Kantons Bern : Vorträge des Wintersemesters
 Artikel:	"Die Welt habe ziemlich gesehen..." : das Wandertagebuch des Küfergesellen Rudolf Stämpfli 1813/14
Autor:	Stämpfli, Philipp
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-246776

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Die Welt habe ziemlich gesehen . . .»

Das Wandertagebuch des Küfergesellen Rudolf Stämpfli 1813/14

Von Philipp Stämpfli

Das Gesellenwandern hatte seine Bedeutung auch nach dem Ende des Ancien régime nicht verloren; immer noch wanderten Handwerksgesellen weit durch Europa. Heute fällt es uns schwer, diese Wanderungen in all ihren Facetten zu rekonstruieren. Dies wird durch widersprüchliche Zeugnisse von Zeitgenossen nicht leichter. So kennen wir die Ansichten von zwei bekannten Autoren, die uns durch ihre unterschiedliche Sichtweise verwirren: «Sonst aber war es recht anmutig zu gehn, die Wipfel der Bäume rauschten und die Vögel sangen sehr schön. Ich befahl mich daher Gottes Führung, zog meine Violine hervor und spielte alle meine liebsten Stücke durch, dass es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang.» (Eichendorff)¹ – «Wenige Kreuzer klapperten in ihren Taschen, kalt wehte der Wind, und öde und leer wars im Magen.» (Gotthelf)²

Gotthelf und Eichendorff geben zwei verschiedene Schilderungen des Gesellenwanderns. Der Taugenichts kann sich sorglos Gottes Führung anvertrauen: er findet immer etwas zu essen, er bekommt sofort angenehme Arbeit, er hat genug Geld, und immer scheinen die Sonne oder der Mond. Er ist gebildet, denn er hat in den Büchern des Vaters gelesen, er war schon im Theater, kann Geige spielen und kennt den «Freischütz» und die «schöne Magelone». Anders leben die Wandergesellen bei Gotthelf. Sie kennen die Nöte des Alltags, sind oft einsam und fühlen, dass sie fremd sind. Jakob ist ungebildet; er kennt die Geographie der Schweiz nicht und kann nicht Französisch. Während bei Eichendorff dem Gesellen die Arbeit in den Schoss fällt, muss er sich bei Gotthelf darum bemühen. Wer aber christlich, bescheiden und tüchtig ist, kommt vorwärts und bringt es zu etwas. Die gothelfschen Taugenichtse jedoch verspüren die volle Härte und Not arbeitsloser, einsamer und armer Wandergesellen. An ihrem Unglück sind sie selber schuld. Wenn auch bei Gotthelfs Bild des Wanderlebens idealisierende Züge zu finden sind,³ so ist er doch sehr viel realistischer als Eichendorff; Gotthelf sieht und beschreibt Not, aber er führt sie nie auf wirtschaftliche Ursachen, sondern immer nur auf das Verhalten der Gesellen zurück. Doch wie war es wirklich? Was ist Dichtung, was Wahrheit?

Mit dem Wandertagebuch des Berners Rudolf Stämpfli liegt ein Bericht vor, der uns sehr detailliert über eine solche Wanderung informiert. Aber wie soll man ihn einordnen? Ist er typisch?

Im ersten Teil der Arbeit soll der Kontext dargestellt werden, in dem das Wandertagebuch von Rudolf Stämpfli entstanden ist. Der zweite Teil handelt von diesem Tagebuch, wobei jedoch nur einzelne Aspekte daraus beleuchtet

werden können. Speziell interessieren die Umstände der Reise: Wie reiste Rudolf Stämpfli? Was kostete es? Wie weit kam er? Welches waren seine Motive?

1. Das Gesellenwandern in der wissenschaftlichen Literatur

Die Anfänge des Gesellenwanderns sind unbekannt. Erste Quellen, in denen davon die Rede ist, stammen aus dem 13. Jahrhundert.⁴ Als Ursache für die ersten Wanderungen vermutet Kurt Wesoly die Suche nach Arbeit,⁵ Klaus J. Bade dagegen meint, die wandernden Gesellen wollten sich beruflich vervollkommen.⁶ Das Wandern war zu dieser Zeit noch freiwillig.⁷ Anhand der Quellen lässt sich nicht sagen, ob sich die Wandergewohnheiten im 14./15. Jahrhundert änderten.⁸ Über die Länge der Wanderungen gibt es nur wenige Angaben. Bade schreibt einfach, die Gesellen seien noch nicht so weit gewandert wie in der Neuzeit;⁹ Reininghaus gibt folgende Zahlen:¹⁰ vor 1440 kamen 40 Prozent der Gesellen an einem Ort aus einem Umkreis von 51 bis 150 Kilometern, 30 Prozent aus einem Umkreis von 151 bis 300 Kilometern.

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts lässt sich die Einführung des Wanderzwangs belegen.¹¹ Im Lauf des 16. Jahrhunderts und bis zum Dreissigjährigen Krieg wuchs die Bevölkerung stark, so dass es mehr Anwärter auf die Meisterschaft gab, als die Wirtschaft verkraften konnte. Das führte zu einem Engpass, weshalb die Zünfte die Zeit verlängerten, die ein Geselle warten musste, bis er Meister werden durfte. In dieser Zeit musste der Geselle wandern.¹² Am Ende des 17. Jahrhunderts hatte sich der Wanderzwang in (zumindest im westlichen) Deutschland voll durchgesetzt.¹³ Es gab aber noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Ausnahmen.¹⁴

Vor 1731 mussten die Gesellen mit handschriftlichen Attesten der Arbeitgeber beweisen, dass sie gewandert waren. Mit der Reichshandwerksordnung von 1731 wurden gedruckte Atteste eingeführt, die sogenannten Kundschaften.¹⁵ 1772 schaffte ein kaiserliches Dekret den Wanderzwang ab, aber die Zünfte hielten daran fest.¹⁶ Politische, militärische und wirtschaftliche Gründe sprachen in den Augen der Obrigkeit dafür, die Wanderpflicht abzuschaffen. Mit der Aufhebung der Zünfte während der französischen Besetzung fiel auch der Wanderzwang dahin, aber beides wurde nach dem Abzug der Franzosen wieder eingeführt.¹⁷ Damit die Obrigkeit die wandernden Gesellen besser kontrollieren konnte, ersetzte sie die Kundschaften seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Wanderbücher.¹⁸ Wer an einem Ort arbeitete, musste ein Visum für den nächsten Ort haben, und wer vom direkten Weg abwich, konnte Scherereien bekommen. So konnte die Obrigkeit auch verhindern, dass der Geselle in ihr nicht genehme Länder wanderte.¹⁹ In diese Zeit fiel die Wanderung von Rudolf Stämpfli. Im Verlauf der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Wander-

zwang fast überall abgeschafft.²⁰ Trotzdem hielt sich das Wandern bis ins 20. Jahrhundert.²¹ Entscheidend für das Ende des Wanderns war aber nicht die Aufhebung der Wanderpflicht. Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Industriezeitalters und die Eisenbahn sowie eine neue Denkweise der Menschen liessen die Wandertraditionen absterben.²²

Weshalb aber wurde gewandert? Warum füllte man die Wartezeit zwischen der Losprechung der Lehrjungen und der Versetzung des Meisterstückes mit Wandern? Auf diese Frage gibt es in der Literatur ausgesprochen viele Antworten. Darunter sind jedoch auch viele Motive, die den Wanderzwang nicht unbedingt erfordert hätten:

- Erwerb beruflicher Fähigkeiten²³
- Bildung der Persönlichkeit und der Sitten, Sammeln von Erfahrung²⁴
- Technologietransfer und die Anwerbung von Gesellen durch Obrigkeit, die an der Ansiedlung bestimmter Gewerbe interessiert sind²⁵
- Enthaltsamkeit und Sparsamkeit üben²⁶
- der Geselle lernt, sich neuen Situationen anzupassen²⁷
- Schulung der Menschenkenntnis²⁸
- Suche nach Gelegenheiten, an einem andern Ort Meister zu werden (zum Beispiel wegen der Arbeitsmarktsituation oder weil anderswo die Vorschriften weniger streng sind)²⁹
- Flucht vor der Ehe³⁰
- Ausschluss aus der Zunft oder der Stadt wegen Straftaten³¹
- Streit mit Meistern oder Obrigkeit³²
- konfessionelle Probleme: Verfolgung Andersgläubiger³³

Selbstverständlich wurden viele der oben aufgezählten Gründe auch bei der Legitimation des Wanderzwangs angeführt. Die Zünfte waren am Wanderzwang aber hauptsächlich deshalb interessiert, weil sie soweit als möglich Konkurrenz ausschalten wollten.³⁴ Für die Obrigkeit stand vor allem die Förderung der Gewerbe, und folglich auch eine gute Ausbildung der Gesellen, im Vordergrund.³⁵ Die Zünfte erschwerten oft die Wanderung noch zusätzlich. So war das Gebot, auf der Wanderschaft in zünftigen Bahnen zu bleiben, oft eine Art «Falle» für die Betroffenen: wenn sie bei einem von der Zunft nicht anerkannten Meister gearbeitet hatten, wenn sie in fremden Militärdiensten gestanden hatten, wenn sie durch von der Zunft verbotenes Gebiet gewandert waren oder wenn sie Arbeit in einer Fabrik verrichtet hatten, so wurden sie unehrlich und konnten nicht Meister werden.³⁶ Diverse Autoren verweisen auf die Ausdehnung der Wanderzeit, damit die Frist bis zum Meisterwerden verlängert wurde.³⁷ Auch durfte der Geselle während der Wanderschaft nicht an den Heimatort zurückkehren.³⁸ Dass die Erschwerung der Wanderschaft nicht einfach eine Verschiebung des Problems auf später war, ergibt sich daraus, dass längst nicht alle Gesellen den Gefahren der Wanderschaft gewachsen waren.³⁹ Einige dieser Risiken waren: Krankheit, Geldnot, Arbeitslosigkeit,

Pressung in fremde Militärdienste, unzünftiges Verhalten, Absinken in Armut und Landstreicherei. Vor allem Geldnot scheint verbreitet gewesen zu sein.⁴⁰ Einen Teil dieser Gefahren versuchten die Gesellen mit Hilfe ihrer eigenen Organisationen zu mindern. Die Gesellenvereinigungen begrüssten die wandernden Gesellen, sorgten für das Geschenk,⁴¹ vermittelten ihnen Arbeit,⁴² versorgten sie, wenn sie krank waren,⁴³ sorgten für eine würdige Bestattung⁴⁴ und organisierten Streiks, wenn sie mit den Meistern oder der Obrigkeit Streit hatten.⁴⁵ Sie vermittelten in Streitsachen unter ihren Mitgliedern.⁴⁶ Dazu und zur Durchsetzung ihrer Satzungen hatten sie eine eigene Gerichtsbarkeit.⁴⁷

Die Wanderverbote werden in der Literatur eher nebenbei abgehandelt.⁴⁸ Die Gründe für solche Verbote waren: Geheimhaltung von Produktionstechniken, Angst vor Bevölkerungsverlust (Merkantilismus!), Sorge um den Bestand an Rekruten, Angst der Behörden vor revolutionären, demokratischen oder sonstwie nicht genehmigen Ideen. Auch die Richtungen, Ziele und Entfernung der Wanderschaft werden in der Literatur erörtert. Richtung und Entfernung wurden durch viele verschiedene Faktoren bestimmt: individuelle Empfehlungen von Meistern oder Wandergesellen untereinander;⁴⁹ die Anziehungskraft der Städte (Schutz, hochstehendes Gewerbe, allgemeiner Unterhaltungswert des Lebens in der Stadt);⁵⁰ die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt: Wanderung in Gebiete mit besseren Chancen⁵¹ oder in Städte mit speziellen oder traditionell berühmten Handwerken;⁵² Traditionen und Bräuche je nach Handwerk;⁵³ wichtig waren auch die Konfession⁵⁴ und zünftische oder obrigkeitliche Empfehlungen oder Einschränkungen (zum Beispiel Verbote, ausserhalb des Landes zu wandern oder in bestimmte Territorien zu gehen);⁵⁵ und offenbar spielte auch die Höhe der Geschenke bei der Routenwahl eine Rolle.⁵⁶ Die Entfernungen, die die Gesellen zurücklegten, waren zum Teil beachtlich. Die Angaben bewegen sich zwischen rund 1400 Kilometern in 45 Tagesetappen (Dauer der Wanderung insgesamt zirka zwei Jahre)⁵⁷ und 4410 bis 4880 Kilometern in 6 Jahren.⁵⁸ Der Weissgerbergeselle Georg Friedrich Agatz erreichte 1810–1812 eine Marschleistung von durchschnittlich 31 Kilometern pro Tag,⁵⁹ was Karl S. Kramer als «sehr viel» bezeichnet.⁶⁰ Über die Herkunft der Gesellen und die Reichweite der Wanderungen gibt es mehrere Untersuchungen, wobei meistens von seriellen Quellen (Einschreibelisten, Sammlungen von Wanderbüchern und ähnlichen) ausgegangen wird; individuelle Quellen zur Rekonstruktion des Weges einzelner Gesellen wurden sehr viel weniger publiziert.⁶¹

Über die Herkunft der Gesellen, die sich an einem bestimmten Ort registrierten liessen, gibt es mehrere Untersuchungen.⁶² Man erhält den Eindruck, dass an den untersuchten Orten die Gesellen fremder Herkunft überwogen: in Frankfurt waren es 1762 85 Prozent Fremde,⁶³ in Zürich kamen 1865–1880 57 Prozent der Gesellen aus dem Ausland, 43 Prozent aus der Schweiz; aber davon stammte nur ein sehr kleiner Teil aus der Stadt Zürich selbst.⁶⁴ Für die Weite der Wanderung spielte das Handwerk eine grosse Rolle: Gesellen aus den Bereichen

Metall, Holz und Papier wanderten sehr weit, ebenso die Kürschner. Textilhandwerker, Schuhmacher und Gerber boten ein uneinheitliches Bild mit teilweise bedeutenden Minderheiten von Fernwanderern. Im Nahbereich blieben Bauhandwerker, auch Textilhandwerker (vor allem Verheiratete)⁶⁵ und ein grosser Teil der Schuhmacher.⁶⁶ In Sachsen wanderten die meisten Gesellen weniger als 100 Kilometer.⁶⁷

In Bamberg kam der grösste Teil der Gesellen aus der Region (64 Prozent aus Franken). Hier gab aber weniger das Handwerk als vielmehr die Konfession den Anstoss zum Aufenthalt (von 1239 im Herbergbuch eingetragenen Gesellen waren 29 evangelisch; es waren Angehörige von 48 Berufen vertreten, das heisst praktisch das ganze Spektrum von Bamberg). Auch in Regensburg kamen die Gesellen hauptsächlich aus den Nachbargebieten, und sie waren konfessionell gemischt, so dass man schliessen darf, sie seien wohl des Gewerbes wegen gekommen. In Nürnberg kamen die Gesellen vor allem aus Mitteldeutschland, Österreich, Württemberg und Schwaben. Nord- und Westdeutschland waren, wie in Regensburg, kaum vertreten. Fernwanderer kamen jedoch von viel weiter her (unter anderem aus Schlesien). Im Falle Nürnbergs gab die Gewerbestruktur den Ausschlag für den Aufenthalt.⁶⁸

Zum Verhältnis von Arbeitszeit und Reisezeit gibt es leider nur sehr wenige Angaben. Helmut Bräuer errechnete ein Verhältnis von durchschnittlich 83,9 Prozent produktiver zu 16,1 Prozent Reisezeit.⁶⁹ Beim Weissgerbergesellen Georg Friedrich Agatz stehen gut 1½ Jahre Arbeit einer Reisezeit von 45 Tagen gegenüber, was einem Verhältnis von 94 zu 6 Prozent entspricht.⁷⁰ Agatz wanderte eher im Sommer, im Winter arbeitete er.⁷¹ Die gleiche Tendenz ist auch in Zürich festzustellen.⁷² Die Aufenthaltsdauer der Gesellen betrug hier im Durchschnitt 6,82 Monate, wobei ein Viertel der Gesellen länger als 7 Monate blieb, die Hälfte weniger als 4 Monate und ein Viertel schon vor Ablauf von 2 Monaten wieder wegging.⁷³

Es fällt auf, dass den vielen mehr allgemeinen Aussagen zum Gesellenwandern nur sehr wenige Untersuchungen von Quellen gegenüberstehen, die über das individuelle Verhalten von Wandergesellen Auskunft geben. Als Quellen dafür stehen grob gesagt zwei Gattungen zur Verfügung:

1. Quellen, die es ermöglichen, anhand vieler Daten das Massenverhalten der Gesellen zu rekonstruieren. Dazu gehören Wanderbücher, Einschreibebücher der Zünfte und Gesellenverbände, städtische Einschreib-, Tor-, Hospital- und Steuerlisten, Streiklisten.⁷⁴
2. Quellen, die über Individuen Auskunft geben. Das sind Wandertagebücher, Memoiren, Briefe und literarische Zeugnisse.⁷⁵

Wanderbücher und Wandertagebücher sind nicht dasselbe. Wanderbücher sind amtliche Dokumente, in die die Behörden ihre Visa und die Arbeitgeber ihre Bestätigungen eintragen. Die Wandertagebücher sind private Aufzeichnungen von wandernden Gesellen.

Spezielle Untersuchungen zu den Wanderbüchern finden sich bei Dominikus Kremer⁷⁶ und Helmut Bräuer⁷⁷. Kremer behandelt ein einzelnes Wanderbuch und kommentiert es. Bräuer dagegen zeigt die Möglichkeiten auf, die sich aus der Auswertung von Tausenden von Wanderbüchern in einer Stadt (hier: Chemnitz) ergeben. Als grundsätzlich mögliche Aussagen von Wanderbüchern gibt er an: Gesamtsumme der Ein-, Aus- und Durchwandernden und ihre berufliche Struktur; saisonaler Beginn der Wanderschaft; Alter, in dem die Wanderschaft begonnen wurde; durchschnittliche Wanderdauer; durchschnittliches Verhältnis von Reisen und Arbeit; Gesundheitszustand (indirekter Schluss aus Dienstpflicht oder -befreiung); Fixierung von Wanderrouten; politische Aktivitäten der Gesellen; Ablöseprozess der Fabrikarbeiter vom Zunft- und Gesellenwesen (sie gaben ihre Wanderbücher ab). Wandertagebücher werden leider nur sehr selten publiziert, da sie sich zumeist in Privatbesitz befinden und deshalb nur zufällig bekannt werden.⁷⁸ Obwohl Wolfram Fischer⁷⁹ beklagt, dass viele der veröffentlichten Erinnerungen von Handwerkern bearbeitet sind, tut er mit jenen, die er publiziert, das gleiche.⁸⁰ Daher muss man bei einer Arbeit über Wandertagebücher auf sekundäre Quellen und auf Zusammenfassungen zurückgreifen, wenn man etwas über Wesen und Inhalt dieser Bücher erfahren möchte.

Im 17. und 18. Jahrhundert beschrieben die Handwerker zwar, was sie auf der Reise sahen und erlebten, aber sie kommentierten es nicht.⁸¹ Sie notierten, was für «gebildete» Handwerker bedeutsam war: Sehenswürdigkeiten, die Wahrzeichen der durchwanderten Städte, die Landschaft, (handwerkliche) Kuriositäten. Über das Handwerk selbst, über Produktionsformen, technisches Wissen, Bräuche oder Traditionen schrieben sie nichts auf.⁸² Stereotype Wendungen scheinen üblich gewesen zu sein.⁸³ Auch über die soziale Lage der Handwerker erfährt man nichts.⁸⁴ Nur über die Religion dachten sie häufiger nach.⁸⁵ Erst im 19. Jahrhundert spielten politische Ereignisse in den Tagebüchern eine grössere Rolle.⁸⁶

Themen zum Alltag der Gesellen wie Ess- und Trinkgewohnheiten, Verhältnisse beim Übernachten, Körperpflege, Kultur (Theater, Musik, Literaturkenntnisse), Briefverkehr, Kleiderwaschen, Preise alltäglicher Güter, wie man sie aus dem Tagebuch von Rudolf Stämpfli erschliessen kann, fehlen in der Literatur. Ob dies an den Quellen oder am Interesse der Autoren liegt, wird nicht ersichtlich, da die publizierten Quellen bearbeitet sind.

2. Die wirtschaftliche Situation der Gesellen

Über die wirtschaftliche Situation der Gesellen sind sich die Autoren nicht einig. Elkar und Werner sind der Meinung, dass die Gesellen im 19. Jahrhundert auf finanzielle Hilfe von zu Hause angewiesen waren.⁸⁷ Elkar spricht nur sehr allgemein von verbreiteter Arbeitslosigkeit unter den Gesellen,⁸⁸ und auch Bade bleibt unbestimmt, wenn er von den vergeblich um Arbeit anfragenden Wandergesellen schreibt, die schliesslich unzünftige Arbeit annehmen mussten oder in der Massenarmut versanken.⁸⁹ Wesoly ist etwas präziser: von 1712 bis 1810 fanden von 5894 Buchbindergesellen, die in Frankfurt am Main um Arbeit nachsuchten, nur 2760 eine Beschäftigung, das heisst weniger als 50 Prozent.⁹⁰ Stadelmann und Lenger weisen auf die unterschiedliche Lage der Gesellen hin. Man muss auf alle Fälle differenzieren: zuerst einmal spielte die wirtschaftliche Situation in den einzelnen Handwerken eine Rolle, und dann muss man auch berücksichtigen, dass Meister, die Gesellen beschäftigen konnten, wahrscheinlich nicht zur ärmsten Schicht gehörten.⁹¹ So könnte es zumindest den Gesellen, die Arbeit fanden, einigermassen gut gegangen sein. In diese Richtung gehen auch die Ergebnisse einer Untersuchung von Saalfeld.⁹² Es gab aber auch im 19. Jahrhundert Fälle, in denen Gesellen gefragt waren und gut entlohnt wurden.⁹³ Eine wirklich sorgenlose Wanderschaft scheint jedoch äusserst selten gewesen zu sein. Nur gerade Stadelmann erwähnt ein solches Beispiel;⁹⁴ sonst trifft man überall in der Literatur hauptsächlich auf Problemfälle. Ob dies der Wirklichkeit entspricht, ist schwer zu sagen, da es nirgends quantitative Hinweise auf die konkrete finanzielle Lage der Gesellen gibt. Dass von der wirtschaftlichen Lage der Meister⁹⁵ auf das Wohlergehen der Gesellen geschlossen werden kann, ist zu bezweifeln, weil nicht feststeht, dass ein Meister, dem es gut ging, seinen Sohn auch tatsächlich unterstützte.

Über das Leben der Küfer zu Beginn des 19. Jahrhunderts findet man leider nur sehr allgemeine Angaben. Sie werden selten separat erwähnt; meist wird über «das Handwerk» geschrieben. François teilte die Handwerker in Koblenz nach ihrem Wohlstand in 4 Gruppen ein. In Gruppe 2, nach den Reichsten, befinden sich auch die Fassbinder.⁹⁶ Sachse publizierte ein Verzeichnis der Unterstützungsbedürftigen in Göttingen 1794 nach Gewerben geordnet. Von den 6 Fassbindern, die es gab, bezog keiner Almosen.⁹⁷ Die übrigen Lebensumstände der Küfer können nur indirekt erschlossen werden.

In der Zeit von 1750 bis 1850 stiegen zwar die Löhne der Handwerker allgemein an, aber nicht so stark wie jene in anderen Berufen; den Handwerkern ging es also relativ schlechter.⁹⁸ Einige Gründe für den verhältnismässig sinkenden Lebensstandard gibt Puschner an: «Gerade aber die Lebenshaltungskosten waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts starken Schwankungen und verschiedenen Einflüssen unterworfen: rasches Bevölkerungswachstum bei dahinter zurückbleibendem Produktionszuwachs in Landwirtschaft und Industrie wie auch

die durch die Frühindustrialisierung bedingten Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft.»⁹⁹

Für das Wachstum des Münchner Handwerks insgesamt sieht Puschner vier Perioden: 1. starkes Wachstum von 1350 bis 1618, 2. jäher Abfall im 30jährigen Krieg, 3. träge Zunahme bis zur Gewerbereform 1649–1825, 4. beschleunigtes Wachstum seit 1825.¹⁰⁰ Eine etwas ausführlichere Übersicht über eine Gesamtentwicklung findet sich bei Reith für die Stadt Augsburg: «Die quantitative Entwicklung des Augsburger Handwerks ist im späten 17. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts durch ein starkes Anwachsen des Gesamthandwerks gekennzeichnet... In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – und besonders im späten 18. Jahrhundert – geht der Umfang des Gesamthandwerks wieder deutlich zurück; als relativ stabil erweisen sich zumindest noch die Metallhandwerke und die Nahrungsmittelhandwerke.»¹⁰¹ Sowohl für die Handwerker in München¹⁰² als auch jene in Augsburg¹⁰³ wurde im Lauf des 18. Jahrhunderts die Konkurrenz stärker: billigere Produktion auf dem Land, Übersetzungerscheinungen,¹⁰⁴ überregionaler Preisdruck (vor allem für Exportprodukte), grossbetriebliche Produktionsformen und Manufakturen, Veränderungen der Nachfragestruktur (Mode) machten den städtischen Handwerkern zu schaffen.

Kaufhold äussert sich kurz zur Umwandlung der Betriebsweise innerhalb des Handwerks im 19. Jahrhundert.¹⁰⁵ Bei einzelnen Handwerken kamen zur Unterstützung der Handarbeit Maschinen auf. Der Handel der Handwerker mit ihren eigenen Produkten ist noch zu wenig untersucht; Tendenzen können nicht festgestellt werden. Dagegen kann man sagen, dass es eher eine Zunahme der Betriebsgrössen gab, was eine Stärkung der Wirtschaftskraft der einzelnen Unternehmen bedeutete. Die Einheit von Wohn- und Arbeitsort löste sich allmählich auf. «Die handwerkliche Betriebsweise blieb in den untersuchten Gebieten und Berufen im 19. Jh. in ihrem Kern unangetastet, und soweit sich am traditionellen Erscheinungsbild des Handwerks etwas änderte, deutete dies eher auf eine Stärkung als auf einen Verfall.»¹⁰⁶ Die Formen des Übergangs zur Fabrik sind wenig erforscht. Vor allem in Unternehmensbereichen mit stark schwankender Nachfrage fand ein Übergang von der selbständigen zur Verlagsproduktion statt, da dies ein für den Unternehmer günstiges, weil flexibles System war. Oft war der Verlag nur der Übergang zur Fabrik: sobald Maschinen besser rentierten als Handarbeit, wurde der Verlag aufgegeben.¹⁰⁷ Reith beschreibt ziemlich ausführlich die Strukturen der Arbeitsorganisation: Zum Arbeitsmarkt schreibt er unter anderem, woher die Arbeitskräfte kamen. Die Lehrjungen stammten aus der näheren Umgebung und aus Augsburg selbst, die Gesellen kamen eher von weit her, wobei es hier branchenspezifische Unterschiede gab.¹⁰⁸ Als Fazit seiner Untersuchungen hält er fest: «Insgesamt zeichnet sich für das Augsburger Handwerk ein überregionaler Arbeitsmarkt ab, der wesentlich auf der Zuwanderung fremder Gesellen beruhte.»¹⁰⁹ Für die Rekrutierung von Gesellen gibt Reith vier Formen an, die je nach Handwerk verschieden sind:¹¹⁰

1. verheiratete Gesellen (in Augsburg wohnhaft)
2. regional begrenzter Einzugsbereich der Gesellen
3. überregionaler Einzugsbereich, aber noch aus umliegenden Territorien
4. sehr weit gewanderte Gesellen

Wenn die Gesellen an einen Ort kamen, so gab es zwei Arten von Arbeitsvermittlung, die freie und die kontrollierte Vermittlung. Bei der freien Arbeitsvermittlung konnte der Geselle den Arbeitsplatz selbst wählen. Dies war besonders in Handwerken mit genügend Arbeitskräften möglich. Bei der kontrollierten Arbeitsvermittlung musste sich der Geselle auf der Herberge melden, von wo er nach einem bestimmten Modus vermittelt wurde. Das geschah meist in Handwerken mit zu wenig Arbeitskräften.¹¹¹ Die Dauer des Arbeitsverhältnisses war verschieden. Meist kam der Geselle 14 Tage auf Probe, um dann ein viertel, ein halbes oder ein ganzes Jahr Arbeit anzunehmen. Die Kündigung oder Verlängerung des Arbeitsverhältnisses erfolgte jeweils etwa 14 Tage vor Ablauf der Frist. Lange Arbeitszeiten wurden vor allem mit Gesellen aus der Region abgemacht; weit gewanderte Gesellen blieben weniger lang.¹¹²

3. Die Küfer im Kanton Bern zu Beginn des 19. Jahrhunderts

Die Produkte der Küfer fanden in verschiedenen Wirtschaftszweigen Absatz. Die Weinküferei konzentrierte sich in Wein- und Obstbaugebieten. In der Landwirtschaft brauchte es Molke- und Butterfässer, Jauchefässer, Schöpfer für Jauche. Die Brauereien benötigten grosse Fässer.¹¹³ Für die Weinküfer könnten die Jahre 1810–1820 schwierig gewesen sein, da damals die Weinerträge sehr tief waren.¹¹⁴

Die Küfer im Kanton Bern konzentrierten sich in den Regionen Seeland und Oberaargau sowie Berner Oberland.¹¹⁵ 1798 betrug der Anteil der Küfer an der erwerbstätigen Bevölkerung 1 Prozent, 1856 noch 0,6 Prozent (wobei 1856 das Amt Niedersimmental nicht erfasst wurde, was das Bild sicher stört: 1798 gab es allein in Erlenbach 30 Küfer!). 1798 gab es im Amt Bern 29 Küfer, 1856 waren es 72. Auffällig ist noch, dass es 1856 in Lauterbrunnen 12 und in Saanen 24 Küfer gab. Woher kommt diese Verteilung? Wozu brauchte es so viele Fässer?

Im Seeland war sicher der Weinbau wichtig,¹¹⁶ daneben gab es in Biel, Delsberg, Pruntrut und Bellelay Brauereien,¹¹⁷ und am Bielersee wurde auch Nussöl produziert.¹¹⁸ In Bern und im Oberaargau könnten die Obstverwertung (Most)¹¹⁹ und die Brauereien in Bern und Burgdorf¹²⁰ wichtig gewesen sein. Erstaunlich sind die vielen Küfer im Berner Oberland. Auch da gibt es Hinweise auf mögliche Abnehmer: Weinbau am Thunersee, Viehzucht (Butter- und Jauchefässer), Produktion von Nussöl, Kirsch und sonstigen Obstschäppen, Brauerei in Thun, Säumertransporte über Susten, Grimsel, Pillon und Mosses, Schiffsbau in Därligen (eventuell Fässer für den Transport von Gütern).¹²¹

4. Das Tagebuch von Rudolf Stämpfli

Rudolf Stämpfli wurde am 19. September 1793 im Münster in Bern auf den Namen Johann Franz Rudolf getauft. 1809 wurde er nach vorausgegangener Unterweisung konfirmiert. Mit 15 Jahren begann er eine vierjährige Lehre als Küfer in Bern bei seinem Vater, dem Küfermeister Samuel Friedrich Stämpfli.¹²² Er wurde nach seiner Lehre in die Gesellschaft zu Zimmerleuten aufgenommen.¹²³ Mit 19 Jahren, am 14. Juni 1813, trat er seine Wanderschaft nach Deutschland an. Wer war Rudolf Stämpfli, als er sich auf die Wanderschaft begab? Sein Aussehen lässt sich aus drei noch existierenden Pässen rekonstruieren.¹²⁴ Er war etwa 168 Zentimeter gross, hatte blaue Augen, eine grosse, gerade Nase, eine bedeckte Stirn, einen mittleren Mund und ein rundes Kinn. In den übrigen Angaben stimmen die Pässe seltsamerweise nicht überein. In Bern soll er schwarzes Haar gehabt haben, in Berlin und Lübeck dagegen blondes und einen blonden Bart. Das Gesicht wurde in Bern als bleich beschrieben, in Berlin als oval und in Lübeck als gesund. Besondere Kennzeichen hatte er keine. Angaben über seinen Charakter müssen indirekt aus dem Tagebuch erschlossen werden. Wir begegnen verschiedentlich Bemerkungen über Kirchenbesuche,¹²⁵ und in den Abrechnungen finden sich 14 Eintragungen für Almosen. Auch die Kultur kam bei Rudolf Stämpfli nicht zu kurz. Er spielte Geige, nahm sie aber nicht mit, sondern mietete sie.¹²⁶ Auf der Schiffsreise von Bremen nach Bordeaux war es ihm oft langweilig, und am 3. Juli 1814 schrieb er: «... was mich am meisten verdriesst, dass ich keine Violin bey mir habe, denn ich hätte die beste Gelegenheit, meine Zeit mit Musik zu vertreiben...» Er ging auch oft in die Oper und ins Theater, und er beschrieb die Theatergebäude und verglich sie miteinander.¹²⁷ In den Abrechnungen finden sich mehrere Eintragungen für solche Ausgaben. Die Abrechnungen lassen vermuten, dass er Bier, Wurst, Käse, Rum und Wein besonders liebte; sie tauchen jedenfalls recht häufig auf. In Ludwigsburg hatte er sogar ein «Abonnement» in einem Käseladen.¹²⁸ Er beschrieb manchmal das Wetter, das beim Wandern natürlich wichtig war. Dazu teilte er viele einzelne Beobachtungen mit, so etwa dass er ein Storchennest mit einem schwarzen jungen Storch darin gesehen¹²⁹ oder dass er Schneegänse und wilde Enten beobachtet habe;¹³⁰ am 11. April 1814 hörte er zum erstenmal den Kuckuck, und am 14. April sah er die ersten Schwalben. Auf der Seereise wurde er seekrank, bemerkte aber trotzdem noch, dass er nicht der einzige war: «... unsere Hühner und Canarievögel wurden bey dieser Bewegung auch seekrank...»¹³¹ Auf der Wanderschaft scheint sich Rudolf Stämpfli durch Wohlverhalten ausgezeichnet zu haben, wie aus dem Wanderbuch und der Bescheinigung seines Arbeitgebers in Karlsruhe hervorgeht.¹³²

Nach der Rückkehr von der Wanderschaft 1814 hat er wohl sein Meisterstück fertiggestellt. Ab 1819 erscheint er im Manual der Gesellschaft zu Zimmerleuten als Küfermeister.¹³³ Schon am 3. Juli 1817 war er auf dem grossen Bott der

Mitwoch den 23ten Juny 1813.

Das schöne Wetter machte dass ich schon um 4 Uhr des Morgens verreiste, kam auf Waldenbuch & déjeunierté wieder Milch & Butter, von da marschierte nach Stuttgart, und langte endlich um 11 Uhr an, wurde sogleich auf die Kiefer-Herberge zum römischen König gewiesen, ich zog mich gleich ein wenig anders an, und betrachtete die schöne Stadt. auf den Abend badete mich im königlichen Baadhause, welches mir auch wieder sehr wohl that, besonders in den Beinen, und machte mir auch sehr guten Schlaf.

Donstag den 24ten Juny.

Stand erst des Morgens um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr auf, gieng sogleich ins Waghäus schauen ob nicht das Fässchen mit den Kleidern ankommen war, es war freylich da aber konnte es erst um 11 Uhr haben, ich zog mich anders an, und gienge zu Herrn Stübner Herrn Hopfengärtners Brief abgeben, er war sehr dienstfertig, und kam mit mir einen Platz zu suchen, fanden aber noch keinen, ich nahm mir vor meines lieben Vater Brief an Herrn Gleich abzugeben, und schauen ob ich Morgen da réussiren werde, sonst ich sogleich fortgehe. gab auch den Brief von Herrn Scheurer an Herrn Knopfmacher Lenz ab, welcher mir auch viel Höflichkeiten erwies, so wie auch die Tochter Herrn Stübners.

Freytag den 25ten Juny 1813.

Ich gieng sobald ich auf war zu Herrn Lenz, zu fragen wo Herr Gleich wohne, er erbot sich sogleich mit mir zu gehen, wir giengen also miteinander fanden ihn aber nicht zu Haus, und seine Frau sagte mir, er käme erst als künftigen Montag heim, ich liess aber doch meines lieben Vater Brief dorten, sie sagte mir auch ich solle dann wieder kommen, von da giengen wir noch zu mehr andern Meistern, kamen auch zu Herrn D[iem?] Sohn, welcher mir Arbeit gab, und versprach auf heute Abend einzustehen, ich gieng also speiste z' Nacht bey ihm, und übernachtete zum erstenmale, gefiel mir aber nicht ganz wohl.

Merkwürdigkeiten von Stuttgart

Samstag den 26 Juny 1813 brannte es im Kron-Prinzen Palais wurde aber bald gelöschen bin in dem Schloss-Keller gewesen, welcher sehr schön ist. das grösste Fass hält 115 Eimer, circa 172 Bern Säum, bin auch im Schloss-Garten gewesen, der auch sehr schön ist, in dem grossen Teich waren mehr als 100 wilde Enten, so wie auch etwa ein halb Duzend Schwäne, und rund um den Teich ist ein Haag von lauter Rosen, den man schon von weitem riecht, so wie auch in allen Ecken des Irrwäldeins, habe heute den König im Spectacle gesehen, das Comédie-Haus ist prächtig arrangirt, so wie auch ein starkes & gutes Orchestre, ware auch im königlichen Mar-Stall, wo für 600 Pferde Platz ist, und in den Bögen mit mehr als 22 Paar Hirsch-Hörnern verzirt ist, überhaupt die Stadt ist schön, besonders aber die Königs-Strasse aber doch noch kein Bern.

Gesellschaft zum Assessor gewählt worden,¹³⁴ und am 20. November 1819 wurde er Stubenmeister.¹³⁵ Am 22. März 1820 heiratete er Johanna Margaritha Durheim. Ihre drei Kinder starben alle noch zu Lebzeiten des Vaters. Im weiteren Verlauf seines Lebens scheint es ihm zumindest materiell gut gegangen zu sein, denn nach seinem Tod am 3. Januar 1876 mussten die Erben seines Vermögens Legate von insgesamt 30 000 Franken ausbezahlen.¹³⁶

Auf seiner Gesellenwanderung führte Rudolf Stämpfli in einem blau gestreiften, im Innern zweigeteilten Kartonetui sein Tagebuch und eine Karte von Deutschland¹³⁷ mit sich. Das Tagebuch hat das Format 19,5x12,5x1,5 Zentimeter und ist in hellbraunes Leder gebunden. Beide Deckel haben einen in Gold geprägten Zierrand, der in den Ecken von einer Blume unterbrochen wird. Das Papier ist weiss und unliniert; man sieht das Wasserzeichen «C & HONIG».

Auf der vorderen Seite des Buches begann er das Tagebuch. Er notierte hauptsächlich seinen Weg und was ihm begegnete, dazu beschrieb er Städte und Orte, die er besichtigte. Über sich selbst, seine Gedanken und Sorgen, über das Handwerk, die politische Situation, die Wirtschaftslage und anderes dagegen äusserte er sich praktisch überhaupt nicht. Bei vielen Orten, die er nicht näher beschrieb, hielt er nur in relativ stereotypen Wendungen fest, was er von ihnen hielt, wie «ein artiges Städtchen», «gefiel mir recht wohl», «schöne Stadt», «wüstes Nest», «prächtige Kirche, prächtiges Schloss». Andere Städte beschrieb er genauer, wobei er sich hauptsächlich über schöne Kellereien, breite Strassen, schöne Häuser, Kirchen und Schlösser freute. Manchmal erwähnte er die Wahrzeichen der Städte, und manchmal erfährt man sonst irgend ein Detail, so über Ludwigslust, wo er bemerkte: «ein schönes Schloss nebst einem grossen Wasserfall, macht die Stadt reizend, die Häuser sind aber alle nur mit Baksteinen gebaut...»¹³⁸

Auf seiner Wanderung durch Deutschland begegnete Rudolf Stämpfli immer wieder den Spuren des Krieges und des Rückzuges der französischen Truppen. Er sah Brücken, die von den Franzosen gesprengt worden waren, abgebrannte Vorstädte, frisch aufgeworfene Verschanzungen und die Schäden an Kulturen und Bäumen vor den Städten (vor Dresden waren die Alleen abgeholt worden). Zwischen Hamburg und Haarburg hatten die Franzosen eine lange neue Brücke gebaut, um die beiden Festungen miteinander zu verbinden. Am 10. April 1814 war Rudolf Stämpfli in Berlin, als dort die Nachricht eintraf, dass Paris von den Alliierten besetzt sei. Er beschrieb den Jubel in Berlin und die Festlichkeiten, die der Nachricht folgten. Auf der Schiffsreise nach Frankreich begegnete er englischen Kriegsschiffen, die mit befreiten Kriegsgefangenen nach Hause segelten.

Rudolf Stämpfli spricht oft etwas unbeholfen, und manchmal ist deutlich festzustellen, dass seine Muttersprache Berndeutsch war. Da er eine ganz andere Interpunktionswahl als die heutige, machen seine Beschreibungen teilweise einen ziemlich atemlosen Eindruck. Als Beispiel dafür möge die Beschreibung von Meissen dienen, wo er sich am 31. März 1814 aufhielt: «Meine

Reise gieng heute bis Meissen, eine kleine Stadt an der Elbe, vorzüglich merkwürdig wegen der Porcellan-Fabrique, welche gesehen habe, kaufte mir einige Pfeiffenköpf, für meinen lieben Bruder zu schiken, das Duzend ordinaire Tassen kostet 15 bz, die Pfeiffen-Köpf sind aber theuer, merkwürdiges hat sonst diese Stadt nichts als eine Brücke, von welcher aber 2 Bögen von den Franzosen gesprengt waren, kürzlich ware sehr grosses Wasser, welches in die Häuser lief.» Insgesamt umfassen seine Aufzeichnungen 58 Seiten dieses Buches.

Auf der anderen, hintern Seite des Buches begann er seine Abrechnungen. Auf der ersten Seite verzeichnete er die Einnahmen, die andern 19 Seiten umfassen die Ausgaben. Er führte sehr genau Buch. In der ersten Kolonne kam der Monat, danach der Tag, dann die Bezeichnung der Ausgabe und zuhinterst drei Kolonnen für Franken, Batzen und Kreuzer. Es unterliefen ihm einige Rechensfehler, die aber am Schluss nur etwa fünf Franken betragen, was etwa 1 Promille der Gesamtausgaben ausmacht. Bei der Beschreibung der Ausgaben begann er meistens mit «für», zum Beispiel «für zu baden», «für 1 paar Stifelhäggen». Auch hier brauchte er oft Wörter und Wendungen aus dem Berndeutschen.

5. Voraussetzungen für die Wanderung von Rudolf Stämpfli

Die Lehrzeit für Handwerke war in Bern 1804 vom Stadtrat auf 4 Jahre festgesetzt worden.¹³⁹ Die Länge der Wanderschaft und die zu erfüllenden Bedingungen wurden den Zünften zur Regelung überlassen, doch mussten diese ihr Reglement vom kleinen Stadtrat genehmigen lassen.¹⁴⁰ Es ist relativ schwierig, ein genaues Bild der Vorschriften zu erhalten, die Rudolf Stämpfli erfüllen musste. Sie können oft nur indirekt erschlossen werden.¹⁴¹ Die Wanderschaft sollte vier Jahre dauern, davon war mindestens die halbe Zeit im Ausland zu verbringen.¹⁴² Eine Ausnahme wurde nur für Meistersöhne gemacht: wenn der Vater dem Sohn den Beruf übergeben wollte, konnte er ihn vorzeitig von der Reise nach Hause rufen.¹⁴³ Nach Auffassung einer Kommission der Ausgeschossenen der Künste und Handwerke von 1816 «... sollte festgesetzt seyn, dass der Jüngling wenigstens 3 Jahre wirklich in fremden Werkstätten in Arbeit gestanden sey,... Ein Jahr aber von den 4 Wanderjahren, wird ihm für das Reisen, Krankheit, Mangel an Arbeit u.s.w. abgerechnet.»¹⁴⁴ Die Ausgeschossenen der Künste und Handwerke waren ferner der Meinung, Gesellen sollten finanziell möglichst nicht unterstützt werden: «Die Idee, ob man nicht mit Stipendien dem Jüngling zum Wandern behülflich seyn sollte, wird nur in so fern gut geheissen, im Fall der Wandernde durch schwere Krankheit darniedergehalten würde, und lange keine Arbeit ohne seine Schuld findet. Sonst aber würden Geldzuschüsse den Jüngling nur leichtsinnig und sorgenlos machen und der sich vielleicht minder ernstlich nach Arbeit umsehen. Die Wanderschaft ist aber nicht nur eine Schule des Handwerks, sondern auch eine Schule des Lebens und es schadet

nicht, wenn der Wandernde bisweilen in Noth, Verlegenheit und Entbehrungen aller Art versetzt wird. Diess erhält ihn nüchtern und arbeitsam und gewöhnt ihn später, gegen andere die in gleicher Lage zu ihm kommen, mitleidig und menschlich zu seyn.»¹⁴⁵

Wenn man die Reise von Rudolf Stämpfli ansieht, so stellt man fest, dass sie in den wenigsten Punkten den Vorschriften und den Vorstellungen der Meister entsprach. Sie dauerte nur gerade vom 14. Juni 1813 bis zum 25. August 1814, also zirka 14½ Monate. Die Rückkehr nach so kurzer Zeit scheint nicht zwingend, sondern freiwillig erfolgt zu sein, denn am 1. August 1814 notierte er in Bordeaux in seinem Tagebuch: «den 1^{ten} August 1814 bekam ich einen Brief von meinen lieben Eltern, worinn sie mir melden dass wann es mir hier gefällt & einen anständigen Platz finden könne ich für eine Zeit hier bleiben soll, sonsten soll ich nach Dijon gehen, da ich aber jetzt diess nicht haben kann & die Jahreszeit zu warm macht nach Dijon zu gehen, so will ich den Weg über Lyon und Genf nach Haus antreten, denn die Welt habe ziemlich gesehen & von allem ein wenig versucht.» Es zog ihn offensichtlich nach Hause, und man merkt auch an anderen Details, dass er sich wahrscheinlich nicht gern von Bern getrennt hatte. In seinen Abrechnungen finden sich 28mal Ausgaben für Briefporti. Der Kontakt mit der Heimat scheint also recht eng gewesen zu sein. Auch Heimweh scheint er gehabt zu haben, schrieb er doch am 26. Juni 1813 über Stuttgart: «... überhaupt die Stadt ist schön, besonders aber die Königs-Strasse, aber doch noch kein Bern.» Es ist anzunehmen, dass die Kürze der Reise bei seinem Vater nicht besonders viel Anstoss erregte, denn auch dessen Wanderschaft hatte nur vom April 1781 bis zum Juli 1782 gedauert.

Die Vorschrift, wonach mindestens die halbe Wanderzeit im Ausland zugebracht werden müsse, erfüllte Rudolf Stämpfli dagegen, denn er hielt sich nur einige wenige Tage in der Schweiz auf. Das vorgeschriebene Verhältnis von 75 Prozent Arbeit und 25 Prozent Wandern erreichte er nicht: er arbeitete 253 Tage und war 184 Tage unterwegs, das heisst das Verhältnis von Arbeit und Wandern betrug etwa 58 zu 42 Prozent. Im Vergleich zu Gesellen, die die ganze Wanderzeit absolvierten, arbeitete er sehr wenig.¹⁴⁶

Auch finanziell wurde er den Vorstellungen der Meister nicht gerecht: sein Vater finanzierte die Reise zu 97 Prozent (s. Tabelle 1). Eine so auffällige Missachtung der Vorschriften konnte er sich wohl nur leisten, weil er Meisterssohn war, denn in anderen Fällen waren die Zunftoberen durchaus pingelig.¹⁴⁷

Um die Erfüllung einer anderen Art von Vorschriften kam aber auch Rudolf Stämpfli nicht herum: jene der Passbehörden. Es begann damit, dass er eine Empfehlung seines Vaters brauchte, aufgrund derer ihm von der «Central-Polizey-Direction des Cantons Bern» ein «Wanderbuch und Reisepass» ausgestellt wurde.¹⁴⁸ Dieses Wanderbuch musste «... jeder Polizey-Behörde, wo der Handwerksgeselle durchreiset, vorgezeigt und bey ihr die Visierung gehörig nachgesucht werden». ¹⁴⁹ Wenn er nicht eine separate Bestätigung erhielt, musste

Samstag den 19ten Merz.

Um 8 Uhr verliess ich wieder Hanau, & wollte nach Gelnhausen gehen, aber anstatt dass ich hierher, kam ich nach Windegg, so dass ich gerad 3 Stund seitwärts lief, ich musste also wieder nach Hanau zurück, um auf die rechte Chaussée zu kommen, & kam anstatt Mittags, erst Abends um 7 Uhr in Gelnhausen an wo schon die Stadt-Thor zu waren, sie wurden aber geöffnet, man sieht als noch längs der Chaussée Spuren von der französischen Retirade, ich übernachtete hier, bekam ein recht gutes Bett.

Sonntag den 20ten Merz.

Am 6 Uhr Morgens machte mich schon wieder auf den Weg, déjeunirté in Schlüchtern, in diesem Dorfe sind ganze Häuser ausgestorben, auch alle Leute die man sieht trauren, ganze Felder sind noch mit Kartoffeln besetz, wo die Leute keine Zeit darzu hatten, sie rauszumachen, ich gieng noch bis Neuhoof & übernachtete hier eine sehr böse Nacht, weil ich kein Bett konnte haben, so musste auf Stroh schlafen.

Montag den 21ten Merz 1814.

Ich begab mich um halb 6 Uhr schon wieder auf den Weg, déjeunirté in Fulda, diese Stadt gefiel mir ganz besonders wohl, schöne Promenaden & grosse Gebäude sind sehr viele, prächtige Kirchen, von da gienge über Hünfelden nach Rastdörf & übernachtete hier wieder auf Stroh konnte lange nicht einschlafen. Wegen den Bauern, welche Spectacel machten, wegen dem Landsturm, heute sahe den ganzen Tag sehr viele Schneegäns & wilde Enten, habe einem Habicht eine abgejagt, welche er schon im Schnabel hatte.

Dienstag den 22ten Merz.

Um 6 Uhr verreisste hier wieder, & déjeunirté in Wacha, von da aus marschirte bis Abend immer fort einen so schlechten Weg, dass ich beynah nicht fort kommen konnte, es liegt allenthalben noch viel Schnee, welcher erst jetzt anfängt zu vergehen. ich übernachtete in Oberalm, auch wieder auf Stroh, eine kalte Nacht.

Mittwoch den 23ten Merz.

Heute kame über Eisenach, ein artiges Städtchen, nach Gotha, Residenz-Stadt des Herzogs von Sachsen Gotha, diese Stadt ist sehr schön ein prächtiges Schloss auf der Höhe dieser, zeichnet sich sehr angenehm aus übernachtete hier wieder auf Stroh.

er auch eintragen lassen, wo er wie lange gearbeitet hatte. Zugleich wurde auch vermerkt, ob er sich gut betragen habe. Obwohl das Wanderbuch als Pass galt, kam er damit nicht überall durch: für Preussen brauchte er einen speziellen Pass, in welchem auch gleich eingetragen wurde, wo er durchreisen wollte; an den entsprechenden Orten musste er sich seine Durchreise bestätigen lassen (so erhielt er zum Beispiel in Perleberg den amtlichen Stempel und den Vermerk «gültig nach Grabow»).¹⁵⁰ In Berlin wurde ihm sogar vorgescrieben, in welcher Herberge er logieren musste.¹⁵¹ In Lübeck erhielt er einen weiteren Pass für die Reise «von Lübeck nach Bordeaux über Hamburg und Bremen».¹⁵² In Bordeaux legte er diesen Pass dem Schweizer Konsulat vor, das ihn visierte und darauf schrieb, er werde über Lyon und Genf nach Bern zurückkehren. Aus den Abrechnungen ist zu ersehen, dass viele dieser behördlichen Leistungen etwas kosteten.

Weshalb wanderte Rudolf Stämpfli? Es ist praktisch nicht möglich, die einzelnen Motive, die für ihn entscheidend waren, herauszufinden. Ein Grund könnte die Tradition gewesen sein: schon sein Vater war teilweise dieselbe Route gewandert, und aus den Protokollen der Ausgeschossenen,¹⁵³ den Manualen¹⁵⁴ und Briefen der Zunft¹⁵⁵ spricht eine deutlich konservative Gesinnung der Berner Handwerker. Es könnte sein, dass hier von einem Jungen einfach erwartet wurde, dass er wandert; das kann man auch daraus ersehen, dass der Vater den Sohn reichlich mit finanziellen Mitteln für die Reise versorgte. Ob es ein Ziel Rudolf Stämpflis war, das Handwerk gründlich zu erlernen, lässt sich aus dem Tagebuch nicht herauslesen, denn er schrieb nichts über seine Tätigkeit. Besonders wichtig war es ihm wohl nicht, da er insgesamt nur ungefähr 36 Wochen im Ausland arbeitete. Bei der Nennung der Gründe, die ihn in Bordeaux zur Heimkehr veranlassten, wird das Handwerk nicht erwähnt. Wenn man dieser Bemerkung¹⁵⁶ glauben darf, so ging es ihm in erster Linie darum, die Welt zu sehen und «von allem ein wenig zu versuchen». Als Motive kommen für ihn also wohl am ehesten «Tradition» und «Schule des Lebens» (wenn auch nur eine kurze) in Frage.

6. Die Wanderung

6.1 Beschreibung

Rudolf Stämpfli begann seine Reise am 14. Juni 1813, einem Montag, in Bern. Er wanderte durch das Solothurnische und den Aargau nach Zürich, wo er sich einen Tag lang die Stadt ansah. Offenbar beschränkte er sich nicht auf das Sehen, denn als er am nächsten Tag weiterreisen wollte, beschrieb er seinen Zustand so: «Sobald ich erwachte, war es mir sterbensübel, woran nichts anders Schuld war, als der schlechte Zürcher Wein...»¹⁵⁷ Über Winterthur, Schaffhau-

sen, Tuttlingen, Rottweil und Tübingen gelangte er am 23. Juni nach Stuttgart, wo er einige Tage später seine erste Arbeitsstelle antrat. Er blieb dort nur wenige Tage und zog dann weiter nach Ludwigsburg, wo er in der Hofküferei Arbeit erhielt. Bis zum 30. Dezember blieb er dort. Dann reiste er weiter, «um nach Carlsruhe in Condition zu treten». ¹⁵⁸ Am 1. Januar 1814 kam er in Karlsruhe an und erhielt sofort Arbeit. ¹⁵⁹ Er war bei Carl Rebele in der Kronengasse angestellt. ¹⁶⁰ Bei ihm arbeitete er bis zum 10. März, und am 11. machte er sich wieder auf den Weg. Von nun an marschierte er in Begleitung seines Freundes George Bendfeldt aus Lübeck. ¹⁶¹ Die nun folgende Etappe war sehr lang: Mannheim, Frankfurt, Fulda, Eisenach, Erfurt, Leipzig, Dresden, Potsdam, Berlin, Schwerin, Lübeck. Am 17. April war er dort angelangt. Unterwegs hatte er allerlei Unannehmlichkeiten gehabt: schlechtes Wetter, verschlammte Straßen und Wege («..., aber die Strasse war so voll Wasser, dass nicht durchzukommen war, ich musste über Felder & Hayn um in ein abgelegenes Dorf zu kommen, ...»), ¹⁶² schlechte Nachtlager und schlechtes Essen («..., aber ein elendes Nachtessen, ein Salat der mit Brennöhl angemacht war, konnte gar nicht essen, und musste auf Stroh schlafen.»), ¹⁶³ Umwege um Kriegsgebiete (Franzosen!); zweimal verirrte er sich; einmal wollte ihn der Kommandant eines Landwehr-Banners in Dienst nehmen, ¹⁶⁴ und manchmal hatte er körperliche Beschwerden («..., hatte aber den ganzen Tag starke Bauchgrimmen, ...»). ¹⁶⁵ In Lübeck wohnte er bei der Familie Bendfeldt, wo er bis zum 14. Juni blieb. Von dort ging er über Hamburg nach Bremen und schiffte sich dort ein, um nach Bordeaux zu segeln. Dieser Teil der Reise war sehr mühsam, und er schrieb darüber mit wenig Begeisterung: Langeweile, zu wenig zu essen («... es geht sehr hungrig zu, ...»), ¹⁶⁶ Seekrankheit, Stürme («Heute Nacht war es ein fürchterlicher Sturm, das Schiff wurde alle Augenblick gedroht, von den Wellen begraben zu werden, mir wurde bange & nicht wohl zu Bette, ...»); ¹⁶⁷ zweimal setzte die Schiffsbesatzung mit Gewalt Trinkgeldforderungen durch. ¹⁶⁸ Die eigentliche Fahrt begann am 7. Juli, und am 29. Juli kam er in Bordeaux an. Von dort marschierte er zügig über Limoges, Clermont-Ferrand, Lyon, Genf, Lausanne und Freiburg nach Bern zurück, und am 25. August «langte des Abends gesund & wohl wieder in meiner Vaterstadt an».

6.2 Auswahl der Route und Stellensuche

In diesem Abschnitt soll den Fragen nachgegangen werden, nach welchen Kriterien Rudolf Stämpfli seinen Weg wählte und wie er Arbeit fand. «Der Jüngling sollte in der Schule geographische Kenntnisse, und zwar mehr als gewöhnlich zu erlernen Gelegenheit haben. Ehe der Gesell die Wanderschaft antritt, sollte der Meister ihm rechte Anweisung zu zweckmässiger Anstellung seiner Reise ertheilen. Hat dieses der Meister nicht gethan, so sollte es die

Meisterschaft oder das Handwerks-Direktorium thun, das zu diesem Zweck von der Meisterschaft die Berichte über die zweckmässigsten Wanderorte erhielte.»¹⁶⁹ Dies fanden 1816 die Ausgeschossenen der Künste und Handwerke. So oder ähnlich dürften sie wohl auch schon einige Jahre früher gedacht haben, und es ist deshalb anzunehmen, dass Rudolf Stämpfli nicht gänzlich unvorbereitet aus der Lehre kam; umso mehr, als er diese ja bei seinem Vater absolviert hatte. Für den Teil der Reise, der ihn bis Frankfurt führte, spielten zweifellos auch die Kenntnisse und Beziehungen seines Vaters eine grosse Rolle. Es ist auffällig, dass Rudolf dieselbe Strecke wanderte, wie dieser es 1781 getan hatte.¹⁷⁰ Dass Rudolf Stämpfli gerade Tübingen, Ludwigsburg und Heidelberg besuchte, hat vielleicht auch damit zu tun, dass es dort berühmte Fässer zu sehen gab.¹⁷¹

Zwischen Bern und Stuttgart scheint es engere Beziehungen gegeben zu haben, obwohl der Vater Friedrich Stämpfli nur einen Tag seiner Reise in Stuttgart verbracht hatte. Er schrieb dazu unter anderem: «Herr Hoff Küffer Gleich hat uns auch die Hofkellerey gewiesen, welche sehr schön und mit starken Fässern ausgeziert ist ...»¹⁷² Herr Gleich kommt auch im Tagebuch von Rudolf vor: er musste ihm einen Brief seines Vaters übergeben.¹⁷³ Er hatte noch weitere Briefe zu überbringen: den von Herrn Hopfengärtner¹⁷⁴ an Herrn Stübner und den von Herrn Scheurer¹⁷⁵ an Herrn Knopfmacher Lenz. Dieser Herr Lenz half denn auch bei der Stellensuche: «Ich gieng sobald ich auf war zu Herrn Lenz, zu fragen wo Herr Gleich wohne, er erbot sich sogleich mit mir zu gehen, wir giengen also miteinander fanden ihn aber nicht zu Haus, ..., von da giengen wir noch zu mehr andern Meistern, kamen auch zu Herrn Diem Sohn, welcher mir Arbeit gab, und versprach auf heute Abend einzustehen ...»¹⁷⁶ Offenbar gefiel Rudolf Stämpfli die Arbeit dort nicht, denn am 29. Juni schrieb er: «Gienge zu Herrn Ober-Ohmgeldner Gleich fragen ob er meinen Brief bekommen habe, er war sehr beschäftigt, mir einen besseren Platz zu finden, er errinnerte sich auch noch sehr gut an meinen Vater, ...» Am 1. Juli schrieb er: «Bekam von George einen Brief, von Ludwigsburg aus, worin er mir meldete, dass vielleicht einen Platz für mich in der Hofküferey wäre, ..., darauf hin gienge zu Herrn Gleich, ..., Er sagte mir, er habe noch keine Antwort, doch wolle er mir einen Brief an Herrn Hofküfer in Ludwigsburg geben, er kenne Ihn recht gut, und wolle mich récomandiren, ...» (George Bendfeldt war der Reisegefährte Rudolfs). Schon am nächsten Tag ging er nach Ludwigsburg, um nach Arbeit zu fragen, und am 3. Juli erhielt er positiven Bescheid. In Ludwigsburg sollte er übrigens einem nicht näher definierten Herrn Christen «um einen Platz ... schauen, damit wir beyeinander wären.»¹⁷⁷ Am 30. Dezember verliess er Ludwigsburg wieder, um in Karlsruhe Arbeit anzunehmen. George war ihm vorausgegangen und hatte bereits eine Stelle gefunden. Rudolf brauchte sich nur noch bei dessen Arbeitgeber zu melden und erhielt dort ebenfalls Arbeit.¹⁷⁸ In Karlsruhe besuchte er einen Herrn Kreitner, dessen Sohn in Bern bei seinem Vater Friedrich Stämpfli gearbeitet hatte.

Ab Frankfurt am Main trennten sich die Reisewege von Vater und Sohn Stämpfli definitiv. Für die folgende Route von Rudolf muss eine andere Erklärung gesucht werden. Er reiste auch weiterhin mit seinem Freund George. Es könnte sein, dass ab Frankfurt vor allem dessen Absichten und Bekanntschaften eine Rolle spielten; geschrieben steht darüber leider nirgends etwas. Ziel dieser Etappe war Lübeck, wo George zu Hause war. Rudolf Stämpfli wohnte vom 17. April bis 14. Juni bei dessen Eltern.

Der Entscheid, mit dem Schiff nach Bordeaux zu segeln, fiel erst in Lübeck und wurde durch drei Überlegungen herbeigeführt:

1. vielleicht liesse sich in einer Essigfabrik in Bordeaux Arbeit finden;
2. wenn es keine Arbeit gäbe, wäre wenigstens der Weg zu Fuss nach Hause kürzer als von Lübeck aus;
3. das Geld reichte nicht für eine Reise nach Petersburg, was er sich als Alternative überlegt hatte.¹⁷⁹

Als er in Bordeaux ankam, traf er wieder einen Bekannten seines Vaters: «... ich traf hier einen gewissen Lorenz Leppert, welcher vor 12 Jahren bey meinem Vater gearbeitet hat, er erzeugte mir sehr viel Höflichkeiten, auch sagte er mir, dass ich meinen Zweck in einer Essig-Fabrique hier nicht erreichen würde...»¹⁸⁰ Daraufhin beschloss er, nach Hause zu gehen. Am zweiten August «traf ich Herrn Ruter aus der Münz an, welcher hier in einem Comptoir arbeitet,... Er will mir auch einen Brief mit nach Hause geben...» Eine letzte Begegnung mit einem Bekannten des Vaters hatte er in Lyon, wo er einen nicht näher beschriebenen Peter antraf, der bei seinem Vater gearbeitet hatte.¹⁸¹ Die Reise durch Frankreich war insgesamt sicher durch den Drang bestimmt, möglichst schnell nach Hause zu kommen.

Es ist denkbar, dass auch die Konfession bei der Auswahl des Weges eine Rolle gespielt hatte. Wenn man den Weg von Rudolf Stämpfli auf eine Karte der Konfessionen in Deutschland überträgt, so sieht man, dass er in einem grossen Bogen die katholischen Gegenden Süddeutschlands umging; dort, wo der Weg durch katholisches Gebiet nicht zu umgehen war, wählte er die kürzeste Strecke. Ob dies explizit seine Absicht war oder ob er dies seinem Freund George zuliebe tat, lässt sich nicht feststellen (Lübeck ist lutheranisch, und deshalb ist es wahrscheinlich, dass George Bendfeldt es auch war).

6.3 Distanzen

Da Rudolf Stämpfli bis auf eine einzige Ausnahme alle Orte aufzeichnete, in denen er übernachtete, ist es möglich, ein sehr genaues Bild der Route zu erhalten. Oft nannte er auch Orte, durch die er nur durchwanderte, manchmal beschrieb er sie sogar.¹⁸² Wenn im folgenden von Deutschland oder Frankreich die Rede ist, so sind die Etappen in der Schweiz immer inbegriffen, das

heisst zu Deutschland zählt die Etappe Bern–Binningen und zu Frankreich Genf–Bern.

Die Reise auf dem Land war 2660 Kilometer lang, dazu kam die Schiffsreise Bremen–Bordeaux. Die folgenden Ausführungen beziehen sich nur auf die Landreise. In Deutschland legte er 1759 Kilometer in 49 Reisetagen zurück.¹⁸³ Davon fuhr er 129 Kilometer in der Kutsche. Das entspricht einem Tagesdurchschnitt von 35,9 Kilometern inklusive Kutsche und von 36,2 Kilometern ohne Kutsche. In Frankreich ging er von 21 Reisetagen 20 Tage zu Fuss und einen Tag fuhr er im Schiff (Bordeaux–Libourne, 31 Kilometer), insgesamt von Bordeaux bis Bern 901 Kilometer oder 42,9 Kilometer pro Tag (ohne Schiff 43,5 Kilometer pro Tag). Der Gesamtdurchschnitt der in Deutschland und Frankreich *zu Fuss* zurückgelegten Strecke beträgt 38,5 Kilometer pro Tag. Bei beiden Strecken, in Deutschland wie in Frankreich, fällt auf, dass der Durchschnitt ohne Kutsche oder Schiff höher ist als mit. Das liegt daran, dass die gefahrenen Strecken mit zwei Ausnahmen relativ kurz waren.¹⁸⁴ Der Tagesdurchschnitt der mit *Kutsche oder Schiff* gefahrenen Etappen beträgt 32 Kilometer. Der Tagesdurchschnitt der ganzen Reise ist 38 Kilometer. Bei einigen Etappen schrieb er auch auf, wie viele Stunden er unterwegs war. Man kann damit die Marschgeschwindigkeit ausrechnen: 4,65 Kilometer pro Stunde. Die durchschnittliche Wanderzeit pro Tag liegt bei 8 Stunden 25 Minuten.¹⁸⁵

Rudolf Stämpfli machte in seinem Tagebuch viele Bemerkungen, die auf die Reiseverhältnisse schliessen lassen (Wetter, Wohlbefinden, Strassenzustand, Gepäcktransport).¹⁸⁶ Wenn man diese Bemerkungen mit den an diesem Tag gewanderten Strecken vergleicht, so stellt man fest, dass sie auf die Leistung praktisch keinen Einfluss hatten. An Tagen mit Regen wanderte er durchschnittlich 41,6 (6 Fälle), an Sonnentagen 43,6 Kilometer (8 Fälle), wobei diese Durchschnitte angesichts der wenigen Fälle wohl als zufällig gelten müssen. Auch das Befinden spielte für die Streckenleistung keine grosse Rolle. In 8 Fällen lässt sich das Befinden auf einer Etappe ersehen; es sind durchwegs Bemerkungen über schlechte Zustände. Der Durchschnitt dieser 8 Etappen ist mit 39,5 Kilometern sogar über dem Gesamtdurchschnitt (aber auch hier muss die geringe Anzahl Fälle berücksichtigt werden).¹⁸⁷ Die Bemerkungen über «miserablen», «schlechten» oder «bösen» Weg lassen sich leider nicht mit genug und ausreichend genauen Kilometerzahlen in Verbindung bringen, aber sicher reduzierten verschneite und unter Wasser stehende Wege¹⁸⁸ die Tagesleistung.

7. Die Abrechnung

7.1 Die Einnahmen (s. Tabelle 1)

Von den gesamten Einnahmen erhielt Rudolf Stämpfli 97 Prozent (5333 bz) «durch Wechsel von meinem lieben Vater»; 2 Prozent (120 bz) verdiente er in Karlsruhe bei Carl Rebele und 1 Prozent (65,5 bz) erhielt er in Form von Trinkgeldern und eines Weihnachtsgeschenkes seines Arbeitgebers in Ludwigsburg. Insgesamt nahm er also 5518,5 bz ein. Erstaunlich ist, dass er nur den Lohn für die Zeit in Karlsruhe (1. Januar bis 11. März 1814), nämlich 120 bz, aufschrieb. Für die übrigen 183 Tage, die er arbeitete, ist kein Lohn verzeichnet. Arbeitete er umsonst?

Das Tagebuch gibt darüber keine Auskunft. Es lässt sich aber vermuten, dass ihm überall, wo er arbeitete, Kost und Logis zur Verfügung gestellt wurden, denn dafür sind keine speziellen Ausgaben aufgeschrieben. In Karlsruhe, wo er Lohn erhielt, musste er für Werkzeug und Kleidung bezahlen (s. unten S. 218); aber an den Orten, wo er keinen Lohn aufschrieb, hatte er auch keine Ausgaben für Berufsausrüstung. In der Praxis spielte diese Frage keine grosse Rolle, denn er war ohnehin nicht auf Lohn angewiesen: bis zum Ende der Reise überstiegen die Zuschüsse des Vaters die Ausgaben bei weitem.¹⁸⁹

Wie kam Rudolf Stämpfli zu seinem Geld? Er startete am 14. Juni 1813 mit 1650 bz «an barem Geldt». Den Rest erhielt er in Form von Wechseln oder als Vorschuss. Im Tagebuch erwähnte er den Geldverkehr nur gerade ein Mal, am 16. März 1814, wo er schrieb: «Als ich aufgestanden war, gienge zu Herrn Gottfried Scharff, meinen Crédit-Brief abgeben, welcher sehr höflich gegen mich war, und mir offrierté wann ich was von Nöthen habe, so solle nur zu Ihm kommen er wolle mir in allen Stüken helfen, von da aus gienge zu Herrn Pilichody meinen Wechsel abgeben, welchen ich gegen einen auf Lübek austauschte, auch hier wurde sehr freundschaftlich aufgenommen, ich bekam auch ein Récomandations Schreiben auf Leipzig, damit wenn mir etwas vorfallen würde, ich hülfe haben könnte, ...» Daraus lässt sich auch noch ersehen, dass er seine Reise offenbar weit im voraus plante, denn zu dieser Zeit weilte er noch in Frankfurt am Main.

Tabelle 1: Abrechnungen Rudolf Stämpfli, Einnahmen.

	bz	in Prozenten
Von den Eltern erhalten	5333,0	97
Lohn in Karlsruhe	120,0	2
Trinkgeld und Geschenk	65,5	1
Gesamteinnahmen	5518,5	100

7.2 Die Ausgaben (s. Tabellen 2–4)

Um die Ausgaben von Rudolf Stämpfli etwas besser erfassen zu können, habe ich sie in 8 Kategorien eingeteilt:

1. «Unterhaltung und Übernachten»:

- l.a) Unterhalt und Essen zusammen: Sehr viele Ausgabenposten heissen «für den ganzen Tag Unterhaltung und übernachten». Deshalb war es hier nicht möglich, genauer zu unterteilen. Da er diese Ausgaben jedoch ausschliesslich während des Reisens notierte, nehme ich an, dass darin die Kosten für Essen und Übernachten enthalten sind. Andere Ausgaben wie Kosten für die Kutsche oder Eintritt ins Bad schrieb er separat auf.
- l.b) Essen und Trinken separat: Vor allem dort, wo er sich längere Zeit aufhielt, schrieb er viele Ausgaben für Essen und Trinken auf; so zum Beispiel «für Wurst und Brodt», «für Rätic», «für Hamme, Brodt, Kirschen und Wein», «für ein Glas Eyer-Bier». Auf der Reise von Bordeaux nach Bern schrieb er zwischen Les Polissons¹⁹⁰ und Wangen immer zwei Ausgaben pro Tag auf: die eine hiess beispielsweise «in Les Polissons», wobei wahrscheinlich das Mittagessen gemeint war, die andere «in La Cochille übernachten», worin vermutlich Nacht- und Morgenessen inbegriffen sind.

2. Transportkosten:

Darin sind drei Sorten von Ausgaben enthalten:

- Fahrkosten für die Kutschen.

Tabelle 2: Kostenverhältnisse der einzelnen Kategorien auf der Reise und am Arbeitsort (Station) in Prozent. (Alle Prozent-Angaben beziehen sich auf die absoluten Zahlen von Tabelle 3.)

<i>Tabelle 2a:</i> Anteil der Kategorien an den Gesamtausgaben (Reise bzw. Station = 100%)		
Kategorie	Reise	Station
1a	35	5
1b	15	21
2	37	16
3	1	10
4a	1,5	12
4b	0,5	5
5	5	8
6–8	5	23
Total	100%	100%

<i>Tabelle 2b:</i> Verteilung der Ausgaben zwischen Reise und Arbeitsort (jede Kategorie = 100%)		
Kategorie	Reise	Station
1a	93	7
1b	59	41
2	82	18
3	12	88
4a	21	79
4b	19	81
5	54	46
6	17	83
7	67	33
8	27	73

- Kosten für die Nachsendung seines Koffers und der Kleider, die er nicht mit auf die Reise nahm. Er liess sich beides von Etappe zu Etappe nachsenden.
- Kosten für Fahrten mit dem Schiff.

3. Briefe und Post:

Ausgaben für Briefporto und Briefpapier.

4. Persönlicher Bedarf und Körperpflege:

- Kleidung, Schuhe, anderes persönliches Material. Hier sind auch die Ausgaben für Reparaturen und Kleiderwaschen inbegriffen.
- Körperpflege: Ausgaben fürs Baden und Haare schneiden und für medizinische Pflege.

5. Kultur und Vergnügen:

Ausgaben für das Geigespielen (Miete für die Geige, neue Saiten, Cologonium), Eintritte ins Theater («für in die Comédie»), Ausgaben für Tabak und Pfeifen, für den Besuch von Kirchweihen und «auf dem Billard». In 5 sind keine Ausgaben für Essen und Trinken enthalten.

6. «Almosen»:

Offenbar gab Rudolf Stämpfli manchmal in der Kirche etwas für die Kollekte.

7. Gebühren an Behörden:

Dies waren ausschliesslich Gebühren für Stempel, Unterschriften und Pässe.

8. Diverses:

Darin sind Ausgaben enthalten, die sich nicht in die einzelnen Kategorien aufteilen lassen (z.B. «für Apfel und Postpapir») oder die in keine der 7 andern Kategorien passen (z.B. «für 2 Schachtel Soldaten», «dem Lehrbub Trinkgeldt» u.ä.).

7.2.1 Quantitative Auswertung

Wie schon oben gesehen, steuerte Rudolfs Vater 97 Prozent der Einnahmen auf dessen Reise bei. Sie kostete insgesamt 5049,5 bz (s. Tabelle 3). Davon entfallen 3369,5 bz oder 67 Prozent auf die Zeit, in der er reiste, was einen Tagesschnitt von 18,3 bz ergibt. Auf die Arbeitszeit, in der er an einem Ort stationär blieb, kamen 1680 bz oder 33 Prozent, was 6,6 bz täglich entspricht. Für dieses Verhältnis können vor allem zwei Gründe genannt werden: 1. An den Orten, wo er arbeitete, hatte er Kost und Logis gratis, und 2. die zwei grössten Einzelausgaben der gesamten Reise entfielen auf die Etappe Lübeck–Bordeaux: 880 bz für die Schiffsreise und 190 bz für Kutschen auf der Strecke Lübeck–Bremen. Diese beiden Ausgaben machen allein über 20 Prozent der Gesamtkosten aus. Es fällt auf, dass Rudolf Stämpfli sein Geld hauptsächlich für Essen, Übernachten

und Transport (= Kosten für Schiff und Kutsche und Versand des Gepäcks) ausgab (zusammen 72 Prozent). Alles andere erscheint daneben marginal. Am meisten überrascht der hohe Anteil der Kategorie 3 (Briefe/Post). Ganz offensichtlich schrieb er sehr oft, vor allem aus Ludwigsburg und aus Lübeck (s. Tabelle 3). Das bestätigt seine enge Bindung an Bern und an das Elternhaus.

Im einzelnen sehen die Kostenverhältnisse folgendermassen aus (s. Tabellen 2 und 3):

1.a) («Unterhaltung und Übernachten»): Der Anteil, der auf die Arbeitsorte entfällt, setzt sich hauptsächlich aus den Kosten für ein- oder mehrtägige Ausflüge zusammen.

1.b) (Essen und Trinken): Die Ausgaben für Essen und Trinken am Arbeitsort sind ein gewichtiger Posten. Das deutet darauf hin, dass die Kost des Arbeitgebers ergänzt werden musste. Der kleine Anteil von 15 Prozent auf der Reise heisst nicht, dass Rudolf Stämpfli auf der Reise wenig ass: in Kategorie 1a sind ebenfalls Kosten für Mahlzeiten enthalten. Die Kosten für Unterhalt und Essen sind auf der Reise insgesamt viel höher als am Arbeitsort (50 Prozent auf der Reise gegenüber 26 Prozent am Arbeitsort).

2. (Transportkosten): Die hohen Transportkosten an den Arbeitsorten kommen in erster Linie dadurch zustande, dass er die Gebühren für den Versand seines Koffers zum voraus oder im nachhinein beglich.

3. (Briefe und Post): Das Verhältnis der Ausgaben für Briefe und Porti zwischen Reise und Station ist realistisch. Wenn Rudolf Stämpfli wanderte, verschickte er praktisch keine Briefe. Es ist erstaunlich, dass er am Arbeitsort für Briefe und Post mehr ausgab als für Körperpflege und Vergnügen. In den Abrechnungen findet sich merkwürdigerweise kein Hinweis auf den Kauf von Schreibmaterial oder Tinte.

4.a) (Persönlicher Bedarf und Körperpflege): Auch hier leuchtet es ein, dass die Kosten vor allem in den Arbeitsorten anfielen, da er Reparaturen (Schuhesohlen und flicken, Kleider flicken und ähnliches) dort ausführen liess. Hierhin gehört auch das Kleiderwaschen. Während er reiste, liess er seine Kleider nur gerade zweimal waschen: am 30. März 1814 und am 4. August 1814 (vor dem Heimweg nach Bern). An den Arbeitsorten liess er seine Kleider zehnmal waschen, was heisst, dass er im Durchschnitt etwa alle 4 Wochen waschen liess.

4.b) (Körperpflege): Die Ausgaben für die Körperpflege sind ausserordentlich gering. Sie machen nur 2 Prozent der Gesamtsumme aus. Während der Reise hatte er dafür nur gerade dreimal Ausgaben: zweimal badete er, einmal liess er sich die Haare schneiden. Aber auch an den Arbeitsorten gab er für die Körperpflege wenig aus. Am meisten war es in Lübeck, weil er dort seinen Fuss kurieren musste. Sonst hatte er praktisch nur Ausgaben für den Coiffeur.

5. (Kultur und Vergnügen): Die Kosten für diese Kategorie bestanden in der Reisezeit fast ausschliesslich aus Ausgaben für das Rauchen: entweder Tabak oder Pfeifen. In Meissen kaufte er in der Porzellanfabrik drei Pfeifenköpfe für

Tabelle 3: Abrechnungen Rudolf Stämpfli, Ausgaben. Alle Beträge wurden in Batzen (bz) umgerechnet.
 (Prozentuale Verteilung auf die Kategorien 1–8 grau unterlegt)

<i>Erläutern:</i>	1/a	1/b	2	3	4/a	4/b	5	6	7	8	Total
Bern Stuttgart	211,5	30	51,5	—	—	13,5	—	—	—	8	314,5
67	10	16	—	—	4	—	—	—	3	100	
in Stuttgart	22	26,5	86,5	6	10	—	12	—	—	—	163
14	16	53	4	6	—	7	—	—	—	100	
Stuttgart-Ludwigsburg	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—	15
—	100	—	—	—	—	—	—	—	—	100	
in Ludwigsburg	27,75	139	7	62	84,5	6	70	5	1	45,5	448,25
6	31	1,5	14	19	1	16	1	0,5	10	100	
Ludwigsburg-Karlsruhe	7,75	11,25	6	—	—	—	—	0,25	—	—	25,25
31	44	24	—	—	—	—	—	1	—	100	
in Karlsruhe	—	84	50,75	4,25	52,25	3	30	1,25	1,5	65	292,
—	29	17	2	18	1	10	0,5	0,5	22	100	
Karlsruhe-Lübeck	499,5	6,75	6,5	1,5	16,25	—	14,5	1	11,25	12	699,75
71	1	1	0,5	2	—	21	0,5	1,5	2	100	
in Lübeck	36	99	125	99	55	72	29	8,25	16	237,5	776,75
5	13	16	13	7	9	4	1	2	30	100	
Lübeck-Bordeaux	230	209	1121	7	3	6	19	—	16	100	1711
13,5	12,5	65	0,5	—	0,5	1	—	1	6	100	
Bordeaux-Bern	225,5	244,5	57	15	35	—	—	2	10	15	604
37	40,5	9	2,5	6	—	—	0,5	2	2,5	100	
Total	1260	865	1511,25	194,75	256	100,5	305,5	17,5	56	483	5049,5
25	17	30	4	5	2	6	—	1	10	100	

insgesamt 122 bz, was erklärt, weshalb 54 Prozent (s. Tabelle 2b) der Kosten von Kategorie 5 während der Reise anfielen. Ohne diese Pfeifenköpfe wären es nämlich nur noch 23 Prozent. Insgesamt war Rudolf Stämpfli mit Ausgaben für Vergnügen recht sparsam: sie machen nur 6 Prozent der Gesamtkosten aus.

6. («Almosen»): Hier war er noch sparsamer. Am meisten gab er in Lübeck aus, und zwar genau in der Zeit, in der er viel Geld für die Heilung seines Fusses brauchte. Ob da ein Zusammenhang besteht? Oder war es vielleicht die Aussicht auf eine Seereise, die ihn vermehrt an die Armen denken liess? Das Tagebuch liefert dazu leider keine konkreten Hinweise.

7. (Gebühren an Behörden): Die Gebühren für Pässe und Stempel sind nicht sehr hoch; er wendete dafür nur ein Prozent der Gesamtsumme auf. Dass diese Kosten hauptsächlich auf der Reise anfielen, leuchtet ohne weiteres ein.

8. (Diverses): Hier sind alle oben nicht erfassten Ausgaben enthalten. Sie bestehen zum grössten Teil aus Trinkgeldern, berufsspezifischen Ausgaben (s. Einzelvergleiche), Ausgaben für Uhrenbestandteile und Geschenke.

7.2.2 Einige Einzelvergleiche

Einzelne Ausgaben sind es wert, mit dem Wochenlohn Rudolf Stämpflis verglichen zu werden (s. Tabelle 4). Ich habe versucht, alle Kategorien von Ausgaben zu berücksichtigen; dazu kommen einige eher untergeordnete Details, die dennoch recht farbige Mosaiksteinchen aus dem Bild dieser Reise ergeben.

Allgemein darf man sagen, dass der Geldlohn im Vergleich zu den Kosten für praktisch alle Dinge des täglichen Lebens sehr tief war. Dazu muss man jedoch noch die Naturalbestandteile des Lohnes, wie Übernachtung und Essen, dazurechnen.

Die Rubrik «Unterhaltung und Übernachten» umfasst den Durchschnitt aller Posten «für den *ganzen Tag* Unterhaltung und übernachten». Einzelne Mahlzeiten wurden für diese Rechnung nicht berücksichtigt, ebensowenig Transportkosten. Schon aus diesen zwei ersten Ausgabenposten kann man leicht ersehen, dass Rudolf Stämpfli nie in der Lage gewesen wäre, seine Reise selber zu finanzieren; das Verhältnis von Arbeits- zu Reisezeit war dazu viel zu ungünstig.

Unter «Mahlzeiten in Frankreich» wurde der Durchschnitt der Mittagsmahlzeiten von Les Polissons bis Freiburg ausgerechnet. Für Deutschland war eine solche Rekonstruktion leider nicht möglich, da Rudolf Stämpfli in Deutschland praktisch keine einzelnen Mahlzeiten notierte (es heisst dann etwa: «für Bier, Brodt und Wurst», aber ob er dies auf einmal oder nach und nach ass und welche Menge es war, ist nicht ersichtlich). Für eine einzige Mittagsmahlzeit musste er mehr als den halben Wochenlohn ausgeben!

Die Schiffsreise überforderte die Möglichkeiten Stämpflis bei weitem. Man versteht, dass er nicht nach St. Petersburg fuhr, wie er es gerne getan hätte, denn

dies wäre noch teurer geworden.¹⁹¹ Schon für die Reise nach Bordeaux hätte er ein Jahr, 21 Wochen und etwas über zwei Tage arbeiten müssen.

Nicht viel billiger als der Arzt war ein Expressbrief, den er in Lübeck bezahlte. Dies («für einen Expressen») ist der grösste Ausgabenposten von Kategorie 3. Sehr wahrscheinlich sind die 56 bz die Taxe für die Strecke Lübeck–Bern.

«Kleider waschen»: die 5,3 bz sind der Durchschnitt aus den Ausgaben sowohl auf der Reise als auch an den Arbeitsorten. Für die Reise allein beträgt der Durchschnitt 6,37 bz (2mal waschen), für die Arbeitsorte macht er 5 bz (10mal waschen). Für heutige Begriffe billig im Verhältnis zu anderen Ausgaben war der Chirurg, der seinen Fuss kurierte. Leider findet sich in der Abrechnung nur der Preis; die Art der Fussverletzung und die Behandlungsdauer können nicht mehr bestimmt werden.

Rauchen und Geigenspielen sind im Verhältnis zum Wochenlohn extrem teure Vergnügen. In bezug auf die Gesamtausgaben sind sie jedoch unbedeutend. In den 37,5 bz für das Geigenspielen sind die Ausgaben für die Miete einer Geige in Ludwigsburg sowie Unkosten für Saiten und Colophonium enthalten.

Die einzelnen Ausgaben für Almosen und Gebühren waren sehr bescheiden und belasteten, wie schon aus der Tabelle mit den Gesamtausgaben ersichtlich, das Budget nur unwesentlich.

Tabelle 4: Kostenverhältnisse einzelner Ausgaben zum Wochenlohn.

Art der Ausgabe	Preis in bz	in Prozent des Wochenlohns
Wochenlohn = 12 bz		
Tagesdurchschnitt «Unterhaltung und übernachten»		
in Deutschland	14,6	122
in Frankreich	16	133
Durchschnitt Mittagessen in Frankreich	6,8	56
Schiffsreise	880,6	7333
Expressbrief	56	467
Kleider waschen	5,3	44
Hosenträger	10	83
Chirurg	60	500
Rauchen	152	1267
Geigenspielen	37,5	313
Durchschnitt Kategorie Almosen	3,5	29
Durchschnitt Kategorie Gebühren	8	67
Berufsausgaben	65	542
Uhrentslüssel	1,5	13
Uhrenglas	2	17

Die Berufsausgaben setzten sich wie folgt zusammen:	
«für Zeug zu einem Fass-Kittel samt Futer»	38 bz
«Macher-Lohn für einen Fass-Kittel samt Knöpf»	18 bz
«für einen Zollstaab»	<u>9 bz</u>
	<u>65 bz</u>

Diese Materialien musste Rudolf Stämpfli alle in Karlsruhe kaufen, also dort, wo er auch Lohn erhalten hatte. Es lässt sich somit vermuten, dass ihm diese Ausrüstung an den vorherigen Arbeitsorten, wo er keinen Lohn erhalten hatte, zur Verfügung gestellt worden waren.

In der Abrechnung über die Uhrenbestandteile steht leider nicht dabei, zu welcher Art von Uhr diese Bestandteile gehörten. Es ist aber interessant, dass solche in präziser Arbeit hergestellte Gegenstände (wie auch der Zollstab) weniger kosteten als eine Mahlzeit oder ein Hosenträger.

8. Fazit

Das Wandertagebuch von Rudolf Stämpfli ist aus verschiedenen Gründen eine seltene Quelle: zum einen, weil solche Tagebücher an sich sehr selten bekannt werden, zum anderen, weil darin die Reise eines offensichtlich gutschätzten Gesellen aus der handwerklichen Oberschicht geschildert wird. Für diese Ansicht sprechen etwa die Schiffsreise, die sehr viel kostete, oder die fast vollständige Finanzierung der Reise durch den Vater. In der wissenschaftlichen Literatur dominiert eher die Vorstellung vom «armen Gesellen», der es in der Zeit, da sich das alte Handwerk auflöste, besonders schwer hatte. Rudolf Stämpfli kommt dem sorglosen Leben des Taugenichts bei Eichendorff näher als dem des geplagten, notleidenden Gesellen in der wissenschaftlichen Literatur. Bei ihm sind nun auch Zeichen der neuen Zeit zu finden, so etwa dass er sein Gepäck mit der Post schickt, was noch im 18. Jahrhundert undenkbar gewesen wäre.

Arbeit fand er dank eines Beziehungsnetzes, wie es in der Literatur nirgends beschrieben wird. Dieses Netz hat wohl zu einem guten Teil, nebst berufspezifischen Gründen, die Route vorgegeben. Seine Reise dauerte unterdurchschnittlich kurz. Er konnte sich das leisten, weil er Meisterssohn war.

Die Themen, die im Tagebuch vorkommen, sind typisch für einen Handwerker aus dieser Zeit. Nebst den Sehenswürdigkeiten, den durchwanderten Orten und einzelnen Naturbeobachtungen sind auch Äußerungen zum politischen Geschehen zu finden, was zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Handwerkertagebüchern häufiger geschah.

Zusätzlichen Einblick in Themen, die in der Literatur meist nicht behandelt werden, erhält man dank seiner exakten Abrechnungen. Indirekt lässt sich so auf Körperpflege, Art und Häufigkeit von Vergnügungen, Briefverkehr, persön-

lichen Bedarf an Kleidern und Schuhen und so weiter schliessen. Dazu ergibt sich die Gelegenheit, viele Preise für Dinge des täglichen Lebens in Beziehung zum Lohn zu setzen.

So haben wir mit diesem Tagebuch das Zeugnis eines wohlbehüteten Meisterssohns, dem es auf seiner Reise sehr gut ging. Ob dies für Bern typisch war oder ob man es hier mit einem Einzelfall zu tun hat, lässt sich anhand der Literatur leider nicht entscheiden. Trotzdem darf man wohl annehmen, dass er nicht allein dastand. Denn trotz seiner vielen Verstösse gegen die offiziellen Vorschriften für Gesellenwanderungen wurde er als Meister aufgenommen. Das hätte wahrscheinlich nicht funktioniert, wenn er der einzige gewesen wäre, der auf diese Weise reiste. Aber erst weitere Quellen in der Art seines Tagebuchs werden uns Gewissheit verschaffen.

Anmerkungen

- ¹ VON EICHENDORFF, JOSEF: Aus dem Leben eines Taugenichts, 3. Kapitel. In: Krähe, Ludwig (Hrsg.): Eichendorffs Werke, Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart, o.J., 3, 34.
- ² GOTTHELF, JEREMIAS: Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz, 15. Kapitel. In: Hunziker Rudolf, Bloesch Hans (Hrsg.): Jeremias Gotthelf, Sämtliche Werke in 24 Bänden. München 1917, 9, 199.
- ³ «Nun, wer nicht vorfrisst, sondern erst erwirbt, ehe er ausgibt – und dies kann namentlich ein lediger Mensch, ein Wandergeselle, der Arbeit hat und gesund ist – ...» GOTTHELF (wie Anm. 2), 11. Kapitel, 143.
- ⁴ WESOLY, KURT: Lehrlinge und Handwerksgesellen am Mittelrhein. Ihre soziale Lage und ihre Organisation vom 14. bis ins 17. Jahrhundert. Frankfurt 1985, 266.
- ⁵ WESOLY (wie Anm. 4), 266.
- ⁶ BADE, KLAUS J.: Altes Handwerk, Wanderzwang und gute Policey: Gesellenwanderung zwischen Zunftökonomie und Gewerbereform. In: VSWG 69, 1982, 10.
- ⁷ BADE (wie Anm. 6), 11.
- ⁸ REININGHAUS, WILFRIED: Die Migration der Handwerksgesellen in der Zeit der Entstehung ihrer Gilden. In: VSWG 68, 1981, 7.
- ⁹ BADE (wie Anm. 6), 10.
- ¹⁰ REININGHAUS (wie Anm. 8), 9.
- ¹¹ BADE (wie Anm. 6), 11; BRÄUER, HELMUT: Zur Wanderungsmotivation sächsischer Handwerksgesellen im 15./16. Jahrhundert. Quellenbefund – theoretische Erörterungen – Hypothesen. In: JARITZ, GERHARD/MÜLLER, ALBERT (Hrsg.): Migration in der Feudalgesellschaft. Frankfurt/New York 1988, 218/219.
- ¹² BADE (wie Anm. 6), 11/12.
- ¹³ BADE (wie Anm. 6), 22.
- ¹⁴ BADE (wie Anm. 6), 21/22.
- ¹⁵ BADE (wie Anm. 6), 34.
- ¹⁶ FISCHER, WOLFRAM: Handwerksrecht und Handwerkswirtschaft um 1800. Berlin 1955, 67.
- ¹⁷ FISCHER (wie Anm. 16), 66/67.
- ¹⁸ FISCHER (wie Anm. 16), 66.
- ¹⁹ FISCHER (wie Anm. 16), 66; KREMER, DOMINIKUS: Das Wanderbuch des Weissgerbergesellen Georg Friedrich Agatz aus Weismain aus den Jahren 1810–12. In: 110. Bericht des historischen Vereins für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstentums Bamberg 1964, 533.
- ²⁰ FISCHER (wie Anm. 16), 68.
- ²¹ BADE (wie Anm. 6), 9/10; KREMER (wie Anm. 19), 549; WESOLY (wie Anm. 4), 263.
- ²² FISCHER (wie Anm. 16), 68/69.
- ²³ BADE (wie Anm. 6), 3, 10; BRÄUER (wie Anm. 11), 221.
- ²⁴ BADE (wie Anm. 6), 3; DOMONKOS, OTTO: Reiserouten der wandernden Handwerksgesellen und die technisch-historische Bedeutung der Gesellenwanderschaften. In: Ungarische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Internationales handwerksgeschichtliches Symposium Veszprém 20.–24.11.1978. Veszprém 1979, 12–14.
- ²⁵ BADE (wie Anm. 6), 10; BRÄUER (wie Anm. 11), 222.
- ²⁶ DOMONKOS (wie Anm. 24), 12–14.
- ²⁷ DOMONKOS (wie Anm. 24), 12–14.
- ²⁸ DOMONKOS (wie Anm. 24), 12–14.
- ²⁹ BRÄUER (wie Anm. 11), 219/220.

- ³⁰ BRAUER (wie Anm. 11), 223.
- ³¹ BRAUER (wie Anm. 11), 222 und 224.
- ³² BRAUER (wie Anm. 11), 224.
- ³³ BRAUER (wie Anm. 11), 225/226.
- ³⁴ BADE (wie Anm. 6), 17; BRÄUER: Gesellen im sächsischen Zunfthandwerk des 15. und 16. Jahrhunderts. Weimar 1989, 60.
- ³⁵ BADE (wie Anm. 6), 27, 32; PUSCHNER, UWE: Handwerk zwischen Tradition und Wandel. Das Münchener Handwerk an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Göttingen 1988, 233.
- ³⁶ BADE (wie Anm. 6), 15, 18.
- ³⁷ BADE (wie Anm. 6), 19; BRÄUER (wie Anm. 11), 66; DUBLER, ANNE-MARIE: Handwerk, Gewerbe und Zunft in Stadt und Landschaft Luzern. Luzern/Stuttgart 1982, 257.
- ³⁸ BADE (wie Anm. 6), 20; DUBLER (wie Anm. 37), 256/257.
- ³⁹ BADE (wie Anm. 6), 18; ELKAR, RAINER S.: Die Mühsal der Walz. Selbstzeugnisse wandernder Handwerksgesellen als Quellen für die Sozial- und Bildungsgeschichte des Handwerks im 19. Jahrhundert. In: Ungarische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): II. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium Veszprém 21.–26.8.1982, 1, Veszprém 1983, 300/301; PUSCHNER (wie Anm. 35), 236.
- ⁴⁰ BADE (wie Anm. 6), 25/26; ELKAR (wie Anm. 39), 300.
- ⁴¹ REITH, REINHOLD: Arbeits- und Lebensweise im städtischen Handwerk. Zur Sozialgeschichte der Augsburger Handwerksgesellen im 18. Jahrhundert. Diss. Konstanz 1987, 159/160.
- ⁴² BADE (wie Anm. 6), 26; REITH (wie Anm. 41), 165–167.
- ⁴³ REININGHAUS, WILFRIED: Die Gesellenvereinigungen am Ende des alten Reiches. Die Bilanz von 300 Jahren Sozialdisziplinierung. In: ENGELHARDT, ULRICH: Handwerker in der Industrialisierung. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Stuttgart 1984, 234/235.
- ⁴⁴ PICKL, OTHMAR: Bruderschaften, Gesellenverbände und Gesellenordnungen in der Steiermark. In: II. Internationales Handwerksgeschichtliches Symposium (wie Anm. 39), 289.
- ⁴⁵ BADE (wie Anm. 6), 26; PICKL (wie Anm. 44), 288.
- ⁴⁶ PICKL (wie Anm. 44), 286.
- ⁴⁷ BADE (wie Anm. 6), 26; PICKL (wie Anm. 44), 286; REININGHAUS (wie Anm. 43), 233.
- ⁴⁸ BADE (wie Anm. 6), 16; FISCHER (wie Anm. 16), 67; KREMER (wie Anm. 19), 533; REININGHAUS, WILFRIED: Wanderungen von Handwerkern zwischen hohem Mittelalter und Industrialisierung. In: JARITZ/MÜLLER (wie Anm. 11), 188/189.
- ⁴⁹ BADE (wie Anm. 6), 12.
- ⁵⁰ BADE (wie Anm. 6), 12 und 14.
- ⁵¹ BADE (wie Anm. 6), 7; BRÄUER (wie Anm. 34), 58.
- ⁵² BADE (wie Anm. 6), 13, 14, 22; ELKAR: Wandernde Gesellen in und aus Oberdeutschland. Quantitative Studien zur Sozialgeschichte des Handwerks vom 17. bis 19. Jahrhundert. In: ENGELHARDT (wie Anm. 43), 277, 282.
- ⁵³ BADE (wie Anm. 6), 17; ELKAR (wie Anm. 52), 286/287; REININGHAUS (wie Anm. 48), 183–185; REITH (wie Anm. 41), 127–155.
- ⁵⁴ BADE (wie Anm. 6), 15/16; DUBLER (wie Anm. 37), 256/257; ELKAR (wie Anm. 52), 271; REININGHAUS (wie Anm. 48), 187/188.
- ⁵⁵ BADE (wie Anm. 6), 16, 30, 31; ELKAR (wie Anm. 39), 293; PUSCHNER (wie Anm. 35), 236; REININGHAUS (wie Anm. 48), 188/189.
- ⁵⁶ BADE (wie Anm. 6), 15.
- ⁵⁷ KREMER (wie Anm. 19), 540, 545.
- ⁵⁸ DOMONKOS (wie Anm. 24), 25.

- ⁵⁹ KREMER (wie Anm. 19), 540.
- ⁶⁰ KRAMER, KARL S.: Altmünchener Handwerk. Bräuche, Lebensformen, Wanderwege. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1958, 126.
- ⁶¹ Am ausführlichsten KREMER (wie Anm. 19), Hinweise auch noch bei KRAMER und DOMONKOS (wie Anm. 24).
- ⁶² LERNER, F.: Eine Statistik der Handwerksgesellen in Frankfurt a.M. vom Jahre 1762. In: VSWG 22, 1929, 174–193, zitiert bei BADE (wie Anm. 6), 14; ELKAR (wie Anm. 52); FRITZSCHE, BRUNO: Handwerkerhaushalte in Zürich 1865–1880. Eine Bestandesaufnahme. In: ENGELHARDT (wie Anm. 43), 105–126; REITH (wie Anm. 41), 127–156.
- ⁶³ BADE (wie Anm. 6), 13.
- ⁶⁴ FRITZSCHE (wie Anm. 62), 110/111.
- ⁶⁵ Zu den verheirateten Gesellen siehe LENGER, FRIEDRICH: Sozialgeschichte der deutschen Handwerker seit 1800. Frankfurt a.M. 1988, 29/30; STADELmann, RUDOLF/FISCHER, WOLFRAM: Die Bildungswelt des deutschen Handwerkers um 1800. Berlin 1955, 77; REITH, REINHOLD (Hrsg.): Lexikon des alten Handwerks, München 1990, 13; WESOLY (wie Anm. 4), 180; BRÄUER (wie Anm. 34), 62: hier wird ein Beispiel von einer Ehefrau zitiert, die mit ihrem Mann wanderte.
- ⁶⁶ REININGHAUS (wie Anm. 48), 183–185.
- ⁶⁷ BRÄUER (wie Anm. 34), 62/63.
- ⁶⁸ ELKAR (wie Anm. 43), 271, 272, 276, 282–285.
- ⁶⁹ BRÄUER, HELMUT: Überlegungen zur Auswertung von Wanderbüchern. In: II. Internationales handwerksgeschichtliches Symposium (wie Anm. 39), 278.
- ⁷⁰ KREMER (wie Anm. 19), 541.
- ⁷¹ KREMER (wie Anm. 19), 540.
- ⁷² FRITZSCHE (wie Anm. 62), 115, Graphik 3.
- ⁷³ FRITZSCHE (wie Anm. 62), 112/113.
- ⁷⁴ ELKAR (wie Anm. 52), 263/264. REININGHAUS (wie Anm. 48), 193.
- ⁷⁵ Eine Zusammenstellung bis 1957 veröffentlichter Wandertagebücher, Memoiren und Briefe von Handwerkern bei FISCHER, WOLFRAM: Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks. Selbstzeugnisse seit der Reformationszeit. Göttingen 1957. Dabei machen die Wandertagebücher nur einen sehr kleinen Teil aus. Weitere Publikationen: KREMER (wie Anm. 19); ELKAR (wie Anm. 39).
- ⁷⁶ KREMER (wie Anm. 19).
- ⁷⁷ BRAUER (wie Anm. 69), 278.
- ⁷⁸ ELKAR (wie Anm. 39), 295, 297; FISCHER (wie Anm. 75), 4, 24.
- ⁷⁹ FISCHER (wie Anm. 75), 22.
- ⁸⁰ FISCHER (wie Anm. 75), 24.
- ⁸¹ FISCHER (wie Anm. 75), 11.
- ⁸² ELKAR, RAINER S.: Umrisse einer Geschichte der Gesellenwanderungen im Übergang von der frühen Neuzeit zur Neuzeit. In: Ders.: Deutsches Handwerk in Spätmittelalter und früher Neuzeit. Göttingen 1983, 108.
- ⁸³ FISCHER (wie Anm. 75), 10; ELKAR (wie Anm. 82), 108.
- ⁸⁴ FISCHER (wie Anm. 75), 11; ELKAR (wie Anm. 39), 296. Ausnahme: Briefe wandernder Handwerksgesellen aus dem 19. Jahrhundert. Siehe ELKAR (wie Anm. 39), 291 ff.
- ⁸⁵ FISCHER (wie Anm. 75), 11.
- ⁸⁶ FISCHER (wie Anm. 75), 12.
- ⁸⁷ ELKAR (wie Anm. 39), 301; dazu auch WERNER, GEORGE S.: Traveling journeymen in metternichian South Germany. In: Proceedings of the american philosophical society, 125,3, 190–219.
- ⁸⁸ ELKAR (wie Anm. 39), 297.

- ⁸⁹ BADE (wie Anm. 6), 26.
- ⁹⁰ WESOLY (wie Anm. 4), 293.
- ⁹¹ LENGER (wie Anm. 65), 27.
- ⁹² SAALFELD, DIETRICH: Handwerkseinkommen in Deutschland vom ausgehenden 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: ABEL, WILHELM: Handwerksgeschichte in neuer Sicht. Göttingen 1978, 72/73; Tabelle der jährlichen Einkommen von Arbeitern und Handwerkern in Weimar 1820. Die Gesellen fallen zwar in die unterste Lohnkategorie, aber dies kann für die Existenzsicherung ausgereicht haben.
- ⁹³ STAEDLMANN/FISCHER (wie Anm. 65), 113.
- ⁹⁴ STAEDLMANN/FISCHER (wie Anm. 65), 113.
- ⁹⁵ SAALFELD (wie Anm. 92), 72/73.
- ⁹⁶ FRANÇOIS, ETIENNE: Koblenz im 18. Jahrhundert. Göttingen 1982, 147.
- ⁹⁷ SACHSE, WIELAND: Über Armenfürsorge und Arme in Göttingen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: KAUFHOLD/RIEMANN: Theorie und Empirie in Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsgeschichte. Göttingen 1984, 232.
- ⁹⁸ GERHARD, HANS-JÜRGEN: Quantitative und qualitative Aspekte von Handwerker-einkommen in nordwestdeutschen Städten von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. In: ENGELHARDT (wie Anm. 43), 51–77.
- ⁹⁹ PUSCHNER (wie Anm. 35), 115.
- ¹⁰⁰ PUSCHNER (wie Anm. 35), 28/29, 38/39.
- ¹⁰¹ REITH (wie Anm. 41), 97–120.
- ¹⁰² PUSCHNER (wie Anm. 35), 148–183.
- ¹⁰³ REITH (wie Anm. 41), 114, 304/305.
- ¹⁰⁴ Übersetzung ist der alte Ausdruck für Überbesetzung, das heisst, es hat zu viele Arbeitskräfte.
- ¹⁰⁵ KAUFHOLD, KARL HEINRICH: Einführung und Auswertung. In: ENGELHARDT (wie Anm. 43), 45–49.
- ¹⁰⁶ KAUFHOLD (wie Anm. 105), 47.
- ¹⁰⁷ KAUFHOLD (wie Anm. 105), 47–49.
- ¹⁰⁸ REITH (wie Anm. 41), 121–171.
- ¹⁰⁹ REITH (wie Anm. 41), 155.
- ¹¹⁰ REITH (wie Anm. 41), 156–158.
- ¹¹¹ REITH (wie Anm. 41), 165–167.
- ¹¹² REITH (wie Anm. 41), 170/171.
- ¹¹³ EGLOFF, WILHELM: Ein Fass wird aufgesetzt. Basel 1966, 3; KINDLER, HERBERT: Der Handwerksberuf des Böttchers und Küfers. Sarstedt 1949, 9.
- ¹¹⁴ PFISTER, CHRISTIAN: Die Fluktuationen der Weinmosterträge im schweizerischen Weinland vom 16. bis ins frühe 19. Jahrhundert. Klimatische Ursachen und sozioökonomische Bedeutung. In: SZG 31, 1981, 477.
- ¹¹⁵ Die Zahlenangaben zu 1798 basieren auf den Bürgerlisten, die anlässlich der Schwurleistung auf die Helvetische Republik erstellt wurden. Für die Arbeit wurde ein Computerausdruck aus der historischen Datenbank Bernhist 1.1.3., zusammengestellt von Hanspeter Egler und Curdin Salis-Gross, verwendet. Diese Liste ist mit grossen Unsicherheiten behaftet, weil viele Erwerbstätige ihren Beruf nicht angaben. Die Zahlen der Volkszählung von 1856 sind ebenfalls aus der Datenbank Bernhist; hier fehlen aber die Ämter Biel, Thun, Niedersimmental und Seftigen.
- ¹¹⁶ WYSS, JOHANN RUDOLF: Geographisch-statistische Beschreibung des Cantons Bern, 2. Teil. Zürich, etwa 1822. Neudruck Genf 1978, 194.
- ¹¹⁷ WYSS (wie Anm. 116), 188.
- ¹¹⁸ WYSS (wie Anm. 116), 177.

- ¹¹⁹ EGLOFF (wie Anm. 113), 3.
- ¹²⁰ WYSS (wie Anm. 116), 188.
- ¹²¹ WYSS (wie Anm. 116), 138–196.
- ¹²² Bestätigung der Lehre im Wanderbuch Nr. 994 der «Central-Polizey-Direktion des Kantons Bern» vom 7. Juni 1813 von Johann Frantz Rudolf Stämpfli, 3. Blatt. In Privatbesitz.
- ¹²³ Bestätigt auf einer Urkunde der Gesellschaft zu Zimmerleuten vom 3. Juni 1813. In Privatbesitz.
- ¹²⁴ Wanderbuch (wie Anm. 122); Preussischer Reise-Pass № 1820 des Pass-Journals, vom 10. April 1814; Pass der Freyen Hanse-Stadt Lübeck, Register-Nº 697, vom 13. Juni 1814. Beide Pässe in Privatbesitz.
- ¹²⁵ Tagebuch von Rudolf Stämpfli, Eintragungen vom 4.10.1813, 16.1., 3.4., 8.4.1814. Das Tagebuch befindet sich in Privatbesitz. Eine Kopie davon besitzt die Burgerbibliothek Bern, MSS. h.h. LII.160.
- ¹²⁶ In den Abrechnungen finden sich Ausgaben für Zins für die Geige.
- ¹²⁷ Zum Beispiel Tagebuch, 26.6., 15.8.1813, 21.1., 13.3., 10.4., 21.5.1814.
- ¹²⁸ Abrechnungen, 22.6.1813.
- ¹²⁹ Tagebuch, 11.7.1813.
- ¹³⁰ Tagebuch, 21.3.1814.
- ¹³¹ Tagebuch, 8.7.1814.
- ¹³² Bestätigung von Carl Rebele, Kiefer-Meister, vom 11.3.1814. In Privatbesitz.
- ¹³³ Manual der Gesellschaft zu Zimmerleuten XII, 278, 20.11.1819. Burgerbibliothek Bern, ZA Zimmerleuten.
- ¹³⁴ Manual der Gesellschaft zu Zimmerleuten XII, 105, 3.7.1817. Burgerbibliothek Bern, ZA Zimmerleuten.
- ¹³⁵ Wie Anm. 133.
- ¹³⁶ Testament von Rudolf Stämpfli vom 24.12.1874. In Privatbesitz.
- ¹³⁷ «Neueste Post Karte von Deutschland und dessen angrenzenden Laendern.» Augsburg, im Verlag bei Joh. Walch, 1811.
- ¹³⁸ Tagebuch, 15.4.1814.
- ¹³⁹ Reglement zu Äufnung des Handwerks-Standes der Stadt Bern, Art. 8, Bern 1804; gedruckt 1805. Staatsarchiv des Kantons Bern, B V 72, Mappe VIII.
- ¹⁴⁰ Wie Anm. 139.
- ¹⁴¹ Im «Reglement zu Äufnung des Handwerks-Standes...» ist keine präzise Wanderzeit festgelegt; sie muss deshalb aus den Zunftreglementen erschlossen werden. Das zitierte Reglement ersetzte ein Reglement von 1766, das 1772 neu aufgelegt worden war. Diese Reglemente waren im Staatsarchiv nicht aufzufinden. Am 14.4.1806 hatte das Handwerks-Direktorium der Stadt Bern ein «Reglement und Statuten der Ehrenden Meisterschaft Küfer Handwerks der Stadt Bern» sanktioniert (StAB B V 65, Mappe I, Nr. 35). In diesem Reglement war jedoch in Art. 13 nur von der «gewohnten Wanderzeit» die Rede. Dieses Reglement von 1806 hatte die Handwerksartikel der Meisterschaft der Küfer vom 9.9.1774 ergänzt und erneuert. Das Reglement von 1774 ist jedoch nicht mehr bei den Akten der Gesellschaft zu Zimmerleuten zu finden. Mit einem Zirkular vom 31.1.1817 forderte die «Handwerks-Polizey-Commission des Kantons Bern» die Zünfte auf, ihr ihre Reglemente zuzustellen (StAB B V 76, Mappe XII). Dieses Zirkular hat auch die Küfer erreicht, denn in der 3. Mappe der Akten der Küfermeisterschaft (Burgerbibliothek Bern, Archiv der Gesellschaft zu Zimmerleuten) findet man nicht nur dieses Zirkular, sondern auch noch einen Mahnbrief der Handels- und Gewerbskommission vom 4.4.1818, die Küfer sollten endlich ihr Reglement schicken. In den Akten der Handwerks-

Kommission 1817–1819 (Stadtarchiv Bern, Memoriale/Bittschriften, A 216) sind zwar viele Reglemente zu finden, aber nicht dasjenige der Küfer. Dass die Wanderschaft 4 Jahre dauern sollte, steht in einem Brief der Küfer an die Handels- und Gewerbskommission («Beilagen zu ehrerbietiger Vorstellung einer Ehrenden Meisterschaft Küferhandwerks von Bern an Meine Hochgeacht und Hochgeehrten Herren der Stadt Verwaltung von Bern»; «No. 1 Copia Antwort auf den Zedel No. 1 an die Titl. Herrn der Handels und Gewerbs Commission» vom 3.1.1821; Zunftarchiv der Gesellschaft zu Zimmerleuten, Burgerbibliothek Bern). Dort ist auch notiert, dass mindestens die Hälfte der Zeit im Ausland verbracht werden sollte.

¹⁴² Siehe Anm. 141.

¹⁴³ «Beilagen zu ehrerbietiger Vorstellung einer Ehrenden Meisterschaft Küferhandwerks von Bern an Meine Hochgeacht und Hochgeehrten Herren der Stadt Verwaltung von Bern»; «No. 4 Copia Schreiben an die Titl. Handels und Gewerbs Commihsion als Antwort auf die Zedeln Nr. 7 u. 8.» Burgerbibliothek Bern, Zunftarchiv der Gesellschaft zu Zimmerleuten.

¹⁴⁴ Protokoll der Ausgeschossenen der Künste und Handwerke 1816/17. Bemerkung zu Art. 26, 54. StAB B V 75, Mappe XI, Nr. 22. (Fortan zitiert als Protokoll der Ausgeschossenen)

¹⁴⁵ Protokoll der Ausgeschossenen, Bemerkung zu Art. 25, 53/54.

¹⁴⁶ Vgl. S. 195.

¹⁴⁷ Dies kann man am langen Streit, den die Küfer mit den Behörden wegen der Aufnahme von nicht genehmten Meisteranwärtern führten, sehen. Er lässt sich aus den in den Anm. 141 und 143 zitierten Briefen rekonstruieren.

¹⁴⁸ Wanderbuch, 1. Blatt.

¹⁴⁹ Wanderbuch, 2. Blatt.

¹⁵⁰ Auf dem preussischen Pass (wie Anm. 124).

¹⁵¹ Tagebuch, 7.4.1814.

¹⁵² Siehe Anm. 124.

¹⁵³ Siehe Anm. 144.

¹⁵⁴ Manual der Gesellschaft zu Zimmerleuten XII; Burgerbibliothek Bern, ZA Zimmerleuten

¹⁵⁵ Wie Anm. 141 und 143.

¹⁵⁶ Tagebuch, 1.8.1814.

¹⁵⁷ Tagebuch, 18.6.1813.

¹⁵⁸ Tagebuch, 30.12.1813.

¹⁵⁹ Tagebuch, 1.1.1814.

¹⁶⁰ Wie Anm. 132.

¹⁶¹ Tagebuch, 11.3.1814.

¹⁶² Tagebuch, 24.3.1814.

¹⁶³ Tagebuch, 30.3.1814.

¹⁶⁴ Tagebuch, 27.3.1814.

¹⁶⁵ Tagebuch, 12.4.1814.

¹⁶⁶ Tagebuch, 5.7.1814.

¹⁶⁷ Tagebuch, 28.7.1814.

¹⁶⁸ Tagebuch, 16. und 21.7.1814.

¹⁶⁹ Protokoll der Ausgeschossenen, Bemerkung zu Art. 25, 53/54.

¹⁷⁰ «Verzeichnüss Aller Städten, Flecken, Dörfer, Schlösser, Welche Ich, Samuel Friedrich Stämpfli Burger von Bern Auf Meiner Reiss ins Teutschland, gesehen und Pahsirt. Wie Auch Die Merckwürdigkeiten Und andere Anmerkungen Habe Die Reiss in Gottes Nahmen Angefangen den 16. Aprill 1781.» (Tagebuch in Privatbesitz). Er reiste über

Zürich, Heilbronn, Heidelberg, Frankfurt nach Mainz. Von dort fuhr er den Rhein hinunter bis nach Nimwegen, wieder zurück nach Mainz und dann über Mannheim und das Elsass nach Basel und Bern.

- ¹⁷¹ HUBER, HUGO/KEHRBECK, EMIL: Fachbuch für Küfer. Karlsruhe 1950, 1; KINDLER (wie Anm. 113), 22; BERLEPSCH, H.A.: Chronik der Gewerbe 9: Chronik vom ehrbaren Böttchergewerk. o. O., 1853. Neudruck Osnabrück 1966, 97–106.
- ¹⁷² Tagebuch S.F. Stämpfli, 24.4.1781.
- ¹⁷³ Tagebuch, 24.6.1813.
- ¹⁷⁴ Bei ihm handelt es sich wahrscheinlich um Christoph Hopfengärtner (1758–1843), der 1788 von Stuttgart als Tischmachergeselle nach Bern kam. 1789 nahm er Wohnsitz in Bern. Er gründete im Marzili eine Möbelwerkstatt. 1834 liess er seinen Neffen Christoph Wilhelm Stübner aus Stuttgart kommen und stellte ihn als Geschäftsführer ein. 1841 übernahm Stübner den Betrieb auf eigene Faust. Hopfengärtner starb 1843 nach einem Sturz aus dem Fenster. Quelle: VON FISCHER, HERMANN: Bernische Möbelkunst. In: Kunst und Kultur im Kanton Bern. Bern 1987, 83–97.
- ¹⁷⁵ In Bern gab es mehrere Scheurers, weshalb es nicht möglich ist, den hier zitierten Scheurer zu identifizieren.
- ¹⁷⁶ Tagebuch, 26.6.1813.
- ¹⁷⁷ Tagebuch, 4.7.1813.
- ¹⁷⁸ Tagebuch, 1.1.1814.
- ¹⁷⁹ Tagebuch, 18.4. und 22.5.1814.
- ¹⁸⁰ Tagebuch, 1.8.1814.
- ¹⁸¹ Tagebuch, 17.8.1814.
- ¹⁸² Als Grundlage meiner Messungen der Kilometerleistungen Rudolf Stämpfis diente mir eine Radfahrerkarte von Deutschland mit Kilometerangaben: Topographische Karte des Kaiserlichen Automobil Club und seiner Kartell-Vereine. Special-Karte von Mittel-Europa. Für Rad- und Automobilfahrer bearbeitet von Hans Ravenstein auf Grundlage von Professor W. Liebenow's Karte in 164 Blättern. M. 1:300 000, Frankfurt a.M., etwa 1906 (handschriftliches Datum). Da es manchmal zwischen zwei Orten verschiedene Wege gibt, wählte ich jeweils die kürzeste mit Kilometerangaben versehene Strecke. Die Höhenunterschiede liess ich ausser Betracht; alpine Verhältnisse traf Rudolf Stämpfli in Deutschland nirgends an. In Frankreich kam er zwar durch die Berge, was er auch in seinem Tagebuch erwähnt, aber die Marschleistung ist praktisch gleich wie in Deutschland. Für die Messungen in Frankreich benutzte ich die Michelin-Strassenkarten im Massstab 1:200 000.
- ¹⁸³ Wobei die Ruhetage, die er einlegte, nicht mitgezählt sind.
- ¹⁸⁴ 8 bis 24 km, 1mal 57 km. Bei einer Etappe kann die Streckenlänge nicht bestimmt werden.
- ¹⁸⁵ Der Durchschnitt ergibt sich aus 12 Fällen. Wenn man diese Zahl mit der Reisegeschwindigkeit multipliziert, erhält man eine Tagesleistung von 39,13 km, was nur einige 100 Meter neben dem Durchschnitt liegt, der sich aus der Berechnung der täglich zu Fuss zurückgelegten Strecken ergibt. Da sich beide Rechnungsarten so nahe kommen, darf man annehmen, dass sie ungefähr den Verhältnissen entsprechen.
- ¹⁸⁶ Am 14.6.1813 wog sein Gepäck 40 Pfund, das sind gut 20 kg (1 Bernisches Pfund entspricht etwa 520 g).
- ¹⁸⁷ So wanderte er zum Beispiel am 12.4.1814 48 km und bemerkte: «den ganzen Tag starke Bauchgrimmen». Am 15.6.1813 schrieb er: «wann nur mein Buckel besser wäre», kam aber dennoch auf 42 km. Andererseits taten ihm am 15.4.1814 die Füsse weh, so dass er nur 32 km zurücklegte, oder am 8.8.1814 marschierte er «wegen grosser Müdigkeit» nur 35 km.

- ¹⁸⁸ Tagebuch, 13.3., 22.3., 24.3.1814 (nicht vollständige Aufzählung).
- ¹⁸⁹ In der Zeit vom 1. Januar bis zum 11. März 1814 verdiente er 12 Batzen pro Woche. Wenn er während der ganzen Zeit, in der er arbeitete, gleich entlohnt worden wäre, so hätte er 433 Batzen und drei Kreuzer verdient. Am Ende seiner Reise verzeichnete er aber einen Einnahmenüberschuss von 469 Batzen!
- ¹⁹⁰ Les Polissons: Etwa 30 km nördlich von Périgueux liegt Les Palissoux. Wahrscheinlich ist mit «Les Polissons» dieser Ort gemeint, denn Rudolf Stämpfli schrieb: «Des Morgens um 4 Uhr verreiste wieder & kam über les Polissons & Thiviers nach la Cochille...» Rudolf Stämpfli schrieb verschiedentlich Ortsnamen falsch, so dass ichannehme, dass hier Les Palissoux gemeint ist.
- ¹⁹¹ Tagebuch, 22.5.1814.